
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,
Köln, Osnabrück

September 9/2005

Aus dem Inhalt

Norbert Friebe Herr, mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens	257
Klaus Pfeffer Jugend und Kirche	259
Klaus Gerhards „Bleibt alles anders“ (H. Grönemeyer)	267
Ralph Sauer Mit dem Glauben neu anfangen	274
Manfred Gerwing Profilbildung macht Schule	278
Literaturdienst: Erzbistum Köln, HA Seelsorge (Hg.): Mit Kindern den Glauben feiern Harald Wagner: Dogmatik	286

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Domkapitular i. R. Norbert Friebe, Bremer Str. 31,
49179 Ostercappeln | Pfarrer Klaus Pfeffer, Jugendhaus
St. Altfrid, Charlottenhofstr. 61, 45219 Essen | Klaus
Gerhards, Bischöfliches Generalvikariat / Zwölfiling 16,
45127 Essen | Prof. Dr. Ralph Sauer, Bussardstr. 3 a,
49377 Vechta | Prof. Dr. Manfred Gerwing, Pater-Philipp-
Jeningen-Platz 6 / Ulmer Hof, 85072 Eichstätt

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof
12, 49074 Osnabrück | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellen-
straße 32, 50668 Köln | Domkapitular Martin Pietsch,
Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin | Domkapitular Adolf
Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof
Franz Vorrath, Zwölfiling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im
J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1, 50668 Köln |
Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro incl. MwSt.
zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft 2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Norbert Friebe

Herr, mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens

Junge Menschen aus vielen Völkern der Erde haben beim Weltjugendtag erlebt, dass Frieden und Einheit, Annehmen und Verstehen unter Menschen möglich ist – in der Verbundenheit mit Jesus Christus, der unser Friede ist (vgl. Eph 2,14). Diese Erfahrung, diesen Frieden Gottes, der alles Begreifen übersteigt (vgl. Phil 4,7), möchten sie mitnehmen zu ihren Mitmenschen, gerade auch angesichts des Terrors, der uns alle bedroht und ängstigt. Diesen Wunsch, der unser aller Wunsch ist, drückt das bekannte Gebet aus, das vor dem ersten Weltkrieg in Frankreich entstanden ist, ganz geformt aus dem Geist des hl. Franziskus.

**Herr, mach ... dass
ich liebe ... verzeihe ...
verbinde ...**

Die ersten Zeilen lassen uns an die Herausforderung der Bergpredigt denken, immer und überall zu lieben – auch und gerade im oft so mühseligen Zusammenleben in den kleinen und kleinsten Gemeinschaften – inmitten so vie-

ler Missverständnisse, bei Abneigung und Misstrauen, Mobbing und Ellbogenmentalität. Dort – so erbitten wir – sollen unsere Worte und Taten den Frieden Gottes aufleuchten lassen.

Herr, mach mich zu einem Werkzeug
deines Friedens,

dass ich liebe, wo man hasst;
dass ich verzeihe, wo man beleidigt;
dass ich verbinde, wo Streit ist;
dass ich die Wahrheit sage,
wo Irrtum ist;
dass ich Glauben bringe,
wo Zweifel droht;
dass ich Hoffnung wecke,
wo Verzweiflung quält;
dass ich Licht entzünde,
wo Finsternis regiert;
dass ich Freude bringe,
wo der Kummer wohnt.

Herr, lass mich trachten,
nicht dass ich getröstet werde,
sondern dass ich tröste;
nicht dass ich verstanden werde,
sondern dass ich verstehe;
nicht, dass ich geliebt werde,
sondern dass ich liebe.

Denn wer sich hingibt, der empfängt;
wer sich selbst vergisst, der findet;
wer verzeiht, dem wird verziehen;
und wer stirbt, der erwacht zum
ewigen Leben.

(Gotteslob 29,6)

Der Herr wird uns befähigen – so sagen es die folgenden Zeilen –, **Wahrheit – Glauben – Hoffnung – Licht – Freude** nicht nur zu den uns nahen, sondern auch zu den ferneren Menschen zu bringen. Wir werden selbst beginnen oder uns demütig einreihen bei allem, was Menschen guten Willens auf den verschiedenen Ebenen der Gesellschaft tun, dass Frieden, Gerechtigkeit und Solidarität unter den Menschen wachsen. Nur einige aus den unendlich vielen Initiativen seien genannt: Pax Christi, amnesty international, Bauorden, Greenpeace, Auslandseinsätze der kirchlichen Hilfswerke, Terre des hommes, Bürgerinitiativen gegen Rechtsradikalismus. Die Worte des Gebetes kann man nicht nur

einfach hin rezitieren, sie wollen uns die Ohren öffnen für die Rufe der friedlos und

bedrängt, in Angst und Not lebenden Menschen, in denen der Herr uns begegnen will.

Herr, lass mich trachten, nicht dass ich getröstet ... verstanden ... geliebt werde

Wir bitten den Herrn, dass wir beim Friedenstiften in seinem Namen ihm folgen in seiner „Selbstverleugnung“ (vgl. Mk 8,34) und „Entäußerung“ (vgl. Phil 2,7). Er möge uns davor bewahren, dass wir bei allem Dienst für die anderen nicht doch uns selbst suchen, dass wir Angst haben, zu kurz zu kommen, nicht genug Dank und Anerkennung zu erhalten.

In den letzten Zeilen des Gebetes spricht der Beter sein Vertrauen aus, dass er gerade dann **empfängt** und **findet**, ihm **verziehen** wird, wenn er nicht auf sich schaut, sondern recht verstanden selbstlos, absichtslos, sich als Werkzeug brauchen lässt. Er weiß auch darum, dass solcher Einsatz für den Frieden das Sich-total-Verzehren und -Hingeben erfordern kann – im Vertrauen auf das Leben verheißende Wort des Herrn (vgl. Mt 10,39).

Man kann auch dieses Gebet sich leicht einprägen, um es auswendig zum persönlichen Beten zur Verfügung zu haben. Die erste Gebetszeile eignet sich als Kurzgebet, durch das wir unsere Bereitschaft zum Friedensdienst immer wieder erneuern.

Liebe Leserinnen und Leser,

der Weltjugendtag des vergangenen Monats wollte nicht nur Höhepunkt, sondern auch Impulsgeber sein für den Glauben der Jugendlichen wie auch für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Jugendpastoral. Eine Spurlegung für diese Arbeit versucht Jugendpfarrer **Klaus Pfeffer**, zugleich Rektor der Jugendbildungsstätte St. Altfrid

im Bistum Essen, unter Berücksichtigung der Lebens- und religiösen Wahrnehmungswelt der jungen Menschen von heute. Nicht hehre Ideale, sondern der u.U. schmerzliche Wirklichkeitsbezug muss am Anfang der Frage nach der Glaubensverkündigung stehen und damit auch die Einsicht in das Fragmenthafte unseres Tuns und Daseins.

Ebenfalls aus dem Bistum Essen stammen die Ergebnisse einer Katechetenbefragung, die u. a. von **Klaus Gerhard** als Referent in der Abteilung Sakramentenpastoral im Generalvikariat durchgeführt wurde. Die Ergebnisse sollen hier nicht vorweg genommen werden, aber es stimmt schon nachdenklich, dass die schlechtesten Noten dort erteilt wurden, wo es um die Unterstützung der Katechetenarbeit durch die Gemeinden geht.

Katechese in einem viel umfangreicheren Sinn als die Erstkommunion und die Firmvorbereitung meint der emeritierte Ordinarius für Praktische Theologie- und Religionspädagogik an der Hochschule Vechta, **Prof. Dr. Ralph Sauer**, in seinem Beitrag, der das Dokument der Deutschen Bischofskonferenz „Katechese in veränderter Zeit“ auf dem Hintergrund französischer und amerikanischer Studien kritisch beleuchtet: Wo bleiben die Wiederanfänger im Glauben?

Einem im Pastoralblatt eher selten vertretenen Thema, nämlich der Schulpastoral, widmet sich **Prof. Dr. Manfred Gerwing**, Professor für Dogmatik an der Universität Eichstätt. Ihm geht es um das zurzeit aktuelle Stichwort Profilbildung, an der katholische Schulen allerorten arbeiten. Soll sich diese auf Schulen beschränken? Oder könnten sie auch für Pfarreien Bedeutung gewinnen?

Ich wünsche Ihnen anregende Impulse aus dieser Ausgabe für Ihr pastorales Wirken und bleibe mit herzlichem Gruß

Ihr



Gunther Fleischer

Jugend und Kirche

Driftet auseinander, was nicht mehr zueinander passt?

1. „Was Religion ist, entscheidet jeder für sich allein“

Der Religionspsychologe Heiner Keupp erzählt von einer neuen Religion namens „Sheilaismus“. Es ist eine „neue Religion“, die es heute wohl in millionenfacher Vielfalt gibt. Denn der „Sheilaismus“ ist nichts anderes als die Religion einer einzelnen Person namens Sheila Larson, die im Rahmen einer amerikanischen Studie zur Religiosität bekannte: „Ich glaube an Gott. Ich bin kein religiöser Fanatiker. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal die Kirche besucht habe. Mein Glaube hat mich einen langen Weg begleitet. Er ist Sheilaismus. Nur meine eigene kleine Stimme“.¹ Für Keupp ist dies ein Beispiel, wie die Menschen in der postmodernen, pluralen Gesellschaft Religion verstehen: Es gibt keine zentrale Deutungsinstanz mehr, die verbindlich für alle formulieren könnte, wie die Zusammenhänge des Lebens und der Welt zu verstehen und zu deuten wären. „Die Einzelne ist die KonstrukteurIn ihres eigenen Sinnsystems“², in dem durchaus traditionelle Elemente ihren Platz haben können.

Die These von der Säkularisierung im Sinne eines Verschwindens von Religion ist demnach nicht mehr haltbar. Der Religionssoziologe Winfried Gebhardt sagt: „Nicht die Religion als solche verliert an Bedeutung, sondern nur die organisierte Religion“³, womit sich Keupps These bestätigt. Der „religiös interessierte Einzelne macht sich selbst zur letzten Instanz in Fragen der reli-

giösen Wahrheit und der richtigen Lebensführung“⁴. Die Kirchen und andere Institutionen verlieren ihr Kompetenzmonopol: „Was Religion ist und was für einen die richtige Religion sein soll, entscheidet zunehmend jeder für sich allein“⁵.

Diese Entwicklung hängt zusammen mit den gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte. Die Menschen wurden aus traditionellen Zusammenhängen freigesetzt, indem sich alte Milieus auflösten, in denen das Leben des einzelnen nahezu vollständig vorherbestimmt war: Die Familie und das Umfeld entschied mehr oder weniger über die Umstände und den Verlauf des Lebens. Der heutige Mensch dagegen „ist in die Eigenverantwortlichkeit entlassen und ihm stehen bei fast allen Entscheidungen verschiedene Optionen offen“⁶.

Freilich leben die Menschen heute nicht ohne Formen sozialer Bindungen – auch religiöse Bindungen gibt es nach wie vor. Sie sehen allerdings völlig anders aus: Es gibt keine einheitliche Religiosität, sondern verschiedene religiöse Stile. Ziebertz spricht von einer „Ausdifferenzierung des religiösen Feldes in unterschiedliche religiöse Orientierungen“⁷, und daraus folgert er die Notwendigkeit einer entsprechend differenzierten Antwort der Kirche auch im Hinblick auf die junge Generation: „eine differenzierte Situation verlangt eine differenzierte Jugendpastoral“⁸.

2. Einblicke in das Verhältnis von Jugend und Religion

Die Jugendstudien der vergangenen Jahre bestätigen diese Entwicklung mit einer radikalen Eindeutigkeit. Die christlich-kirchliche Form der Religiosität ist in der jungen Generation völlig abgebrochen. Dazu einige Stichworte aus verschiedenen religionssoziologischen Untersuchungen:

- Nur ca. 6 % der 16- bis 29-Jährigen zählt sich 1997 zu den „kirchentreuen Jugendlichen“ (Analyse des Jugend surveys).

- Nur ein Drittel der Jugendlichen glaubt an einen persönlichen Gott.
- Ein Drittel der Westdeutschen und zwei Drittel der Ostdeutschen stehen der Kirche gleichgültig gegenüber („Sie bedeutet mir nichts“).
- Nur 32 % der Jugendlichen glauben 1999 an ein Leben nach dem Tod.
- Nur 13 % der Jugendlichen wollen ihre Kinder einmal religiös erziehen.

Aber: Jeder zweite Jugendliche spricht gern über religiöse Dinge, 58 % glauben an eine höhere Macht, 44 % an eine höhere Gerechtigkeit und 30 % an eine höhere Bestimmung ihres Lebens (alle Zahlen aus der Shell-Studie 1999). Insgesamt lehnen Jugendliche mit großer Mehrheit die These ab, man könne nur im Rahmen von Kirche glauben. Jeder muss selbst herausfinden, was für ihn Religion ist, sagt eine breite Mehrheit.

Fazit: Jugendlichen ist nicht mehr vermittelbar, dass Glaube und Kirche untrennbar zusammengehören. Die Kirche hat ihre religiöse Deutungshoheit verloren und kann auch keine unhinterfragbare Autorität mehr beanspruchen. Mehr noch: Christlich-kirchliche Formen der Religiosität haben für Jugendliche kaum noch eine Bedeutung, so dass es für die Kirchen nahezu aussichtslos erscheint, Jugendliche künftig noch zu rekrutieren. Aber das bedeutet in keinster Weise, dass es unter Jugendlichen keine wirkkräftigen religiösen Bedürfnisse mehr gäbe.

3. Diffusion der Religion in der gegenwärtigen Gesellschaft

Die junge Generation ist ein Spiegelbild der gesamten Gesellschaft. Der Blick auf solche soziologischen Erkenntnisse könnte dementsprechend das oft gehörte (kirchliche) Urteil bestätigen, demzufolge die Religiosität mehr und mehr verschwindet. Dies trifft zwar zu, wenn man einen sogenannten „substantiellen Religionsbegriff“ verwendet. Dieser „bindet die Existenz von Religion

sowohl an die Existenz einer transzendenten Wirklichkeit als auch an die Existenz eines organisierten und von amtlich bestellten Spezialisten verwalteten Kultus, der in der Regel als Kirche auftritt“⁹.

Geht man jedoch von einem wesentlich weiteren Verständnis aus und verwendet einen „funktionalen Religionsbegriff“, der alle Formen menschlicher Sinnsuche und Sinnfindung einschließt, dann sieht die Sache schon anders aus: Dann entdeckt man auch heute „eine blühende religiöse Landschaft“¹⁰.

Gebhardt beschreibt die schon oben angedeutete Entwicklung daher nicht als Verschwinden, sondern als „Diffundieren“ der Religion – sie wird diffus, nicht exakt beschreibbar und „verliert ihre sichtbare Kontur“¹¹. Diese Entwicklung hängt zusammen mit der gesellschaftlichen Individualisierung und Deinstitutionalisierung: Die zunehmende Wahlfreiheit des einzelnen geht einher mit einem Bedeutungsverlust der etablierten Institutionen. Folgende Merkmale verdeutlichen im Blick auf die Religion diese Entwicklung.¹²

▪ Pluralisierung und Synkretisierung

Es gibt in unserer Gesellschaft ein wachsendes Angebot an sogenannten „sinnstiftenden Weltdeutungen“: Der Esoterik-Markt boomt nach wie vor. Hinzu kommt, dass es nicht mehr notwendig ist, sich für das eigene Lebenskonzept auf ein einziges Deutungsmuster zu beschränken. Der einzelne ist so frei, sich aus unterschiedlichen Angeboten zu bedienen und eine eigene „Patchwork-Religion“ zusammenzubasteln.

▪ Verszenung und Eventisierung

Die Auflösung alter Organisationsformen führt nicht in eine strukturlose Religion. Vielmehr entstehen neue Formen, die sich als „Szenen“ bezeichnen lassen. Sie bieten das Zusammensein mit Gleichgesinnten auf Zeit, und zwar an jedem Ort der Welt. Damit lösen sie traditionale Gemein-

schaftsformen ab, die auf dauerhafte Bindung angelegt sind. Dauerhaftigkeit ist in einer Gesellschaft nicht mehr lebbar, die auf Wandel, Flexibilität und Veränderung angelegt ist. Gebhardt fasst den Begriff im religiösen Feld sehr weit, insofern er damit alle Zentren meint, die sich um bestimmte Orte oder Personen bilden und das Parochieprinzip der Kirche sprengen.

Mit der Verszenung eng verbunden ist die Eventisierung des Religiösen. Szenen brauchen „Events“, um ihr „Wir-Gefühl“ zu erhalten und zu bestätigen. Events sind Massenspektakel, die es in der Geschichte schon immer gab, die aber in der Gegenwart in einer noch nie dagewesenen Häufigkeit und Dimension auftauchen. Ihre Kraft liegt in der „Mischung aus ‚Heiligem‘ und ‚Profanem‘. Also aus Abenteuer und Spaß einerseits, spirituellen Erlebnissen und Bekenntnis andererseits“¹³.

Religiöse Szenen und ihre Events reagieren auf die gesellschaftliche Entwicklung. Sie wachsen im gleichen Maß, wie traditionelle Gemeinschafts- und Veranstaltungsformen an Bedeutung verlieren. Dies hat zu tun mit einer Gesellschaft, „die Leistungsbereitschaft, Flexibilität, Mobilität und den Willen zum ‚lebenslangen Lernen‘ zum Programm erhebt“¹⁴. Szenen und Events bieten eine passende Gegenwart, die Gemeinschaft auf Zeit ermöglicht. Ihr wichtiger Sinn: Sie bieten „eine wenigstens relative Sicherheit und Fraglosigkeit“¹⁵ und entlasten damit von existentiellen Fragen und kommen den religiösen Bedürfnissen des einzelnen entgegen, der „die Deutungshoheit über seine religiösen und spirituellen Bedürfnisse selbst beansprucht und nicht länger an amtlich bestellte Experten delegieren will“¹⁶.

▪ **Spiritualisierung und Ästhetisierung**

Mit Spiritualisierung ist eine Tendenz gemeint, die das subjektive Erlebnis in den Mittelpunkt religiösen Tuns stellt. Ganzheitliche, authentische, echte Erfah-

rungen des Göttlichen werden gesucht und über eine wortlastige Dogmatik gestellt. Das „Wohlfühlen“ ist wichtig, das zugleich zum Gradmesser angemessener Religiosität wird. Gebhardt zitiert dazu ein Kirchenmitglied: „Ich möchte noch von Zeit zu Zeit mein eigenes Glaubensbekenntnis schreiben dürfen. Und das muss sich wandeln dürfen bis an mein Lebensende!“¹⁷. Der Trend zur Ästhetisierung geht mit der Spiritualisierung einher: Subjektive Erlebnisse verlangen entsprechende Inszenierungen von Religion, die mit allen Sinnen erfahrbar sein müssen.

▪ **Methodisierung und Technisierung**

Dieser Trend hängt damit zusammen, dass es in der modernen Religiosität keine festgelegte Wahrheit mehr gibt: „Wahrheit steht nicht mehr für immer und ewig fest, sie muss vielmehr gefunden oder entdeckt werden. Glaube besteht nicht mehr in der Akzeptanz vorgegebener Wahrheiten, sondern ist ein ‚lebendiger Prozess‘ – dynamisch, ungerichtet und ungeschlossen.“¹⁸. Dementsprechend wichtig wird der Suchweg zur Wahrheit, für den es verschiedene Methoden und Techniken zu entdecken gilt – von der Meditation, über Management-Techniken bis hin zu Psychomethoden. Nicht mehr der beherrschende Vortrag über Glaubenswahrheiten zieht Menschen an, sondern eher die Einführung in eine praktische Methode der religiösen Erfahrung oder Selbst-Auseinandersetzung.

4. Die Schwierigkeit der Kommunikation zwischen den Generationen

Innerhalb der Kirche fällt es schwer, diese massiven Veränderungen wahrzunehmen und für die eigene Arbeit fruchtbar zu machen. Vielleicht hat es etwas zu tun mit der Schwierigkeit, zu verstehen: Denn die Veränderungen werden ja zunächst von den jüngeren Generationen vorangetrieben,

während im kirchlichen Raum eher ältere Generationen in den Führungspositionen vertreten sind. Die Denk- und Lebensweisen der Generationen gehen derart weit auseinander, dass eine Kommunikation äußerst schwierig ist.

Matthias Sellmann hat dazu die These aufgestellt, „dass die gegenwärtige Krise der Glaubenskommunikation mit Jugendlichen ihren Grund vor allem in der Tatsache hat, dass die Generation der haupt- und ehrenamtlichen Jugendseelsorger/innen aufgrund ihrer je eigenen Prägung den Zugang zu der neuen und andersartigen Wirklichkeitsinterpretation der Jüngeren verfehlt“¹⁹.

Die gegenwärtige Jugendseelsorgergeneration sei geprägt vom „Leitmedium Buch“; kognitiv und universal nimmt diese Generation die Wirklichkeit wahr und hat dadurch Werte entdeckt wie „Vernunft, Emanzipation, Identität, Betroffenheit und Solidarität“. Die heutige Jugendgeneration dagegen sei geprägt von TV und PC, nimmt die Wirklichkeit „ästhetisch und multiversal“ wahr und entdeckt Werte wie „Multioptionalität, Akzeptanz von Komplexität, Simulation, Virtualität und Inszenierung“. Diese Gegensätzlichkeit in Prägung, Wirklichkeitswahrnehmung und Wertesetzung macht eine Begegnung schwierig.

Sellmann spricht in Anlehnung an die Ergebnisse der Untersuchungen von Sinus-Soziovision von drei Wertströmungen, die unsere Gesellschaft prägen. Die Grundorientierung A werde getragen von der älteren Generation der Nachkriegszeit, der Pflichterfüllung und Ordnungsstreben wichtig sei. Die Grundorientierung B sei als Reaktion durch einen ersten Modernisierungsschub entstanden: Selbstverwirklichung, Konsum-Hedonismus und Postmaterialismus prägen die 68er-Generation. Dagegen hat sich inzwischen ein weiterer Modernisierungsschub ereignet und eine Grundorientierung C hervor gebracht. Es handelt sich um die jungen Lebenswelten der Gegenwart, geprägt von Patchworking und Virtualisierung: Sie über-

nehmen die Errungenschaften der Vorgänger-Generation und entwickeln die Modernisierung weiter in eine ästhetisierende Richtung.

Dieser Wertewandel zur Generation C äußert sich im Blick auf Religion dergestalt, dass alles in Frage gestellt wird, was vorausgehenden Generationen wichtig war bzw. ist: Anstelle eines universalen Religionsverständnisses favorisieren Jugendliche heute ein „Konzept der subjektiven Selbstverantwortung“²⁰, betonen eher den ästhetischen Zugang zur Religion anstelle des kognitiven und suchen die „expressive Dramatik religiöser Inszenierungen“ anstelle formalisierter Kollektivrituale.

5. Merkmale jugendlicher Religiosität

Matthias Sellmann hat aus den Beobachtungen der gesellschaftlichen Entwicklungen und der Lebensrealität der heutigen Jugendgeneration drei Merkmale entwickelt, die für eine jugendgemäße Religiosität von entscheidender Bedeutung sind. Sie sind ablesbar in den „Sakralisierungen der Jugendkultur“. Damit sind jene religiösen Motive gemeint, die in der Musikkultur, Mode, Sport oder Tourismus häufig zu finden sind. Soziologen sprechen von der „Dispersion des Religiösen“, insofern sich religiöse Elemente aus den Bindungen überkommener Konfessionen lösen und in religionsfremden Bereichen der Gesellschaft „versickern“²¹.

A. Biographisch-individuelle Relevanz

Was mit der 68er-Revolution begonnen hat, ist heute extrem ausgeprägt: Die Bedeutung der Individualität. Als Jugendlicher lerne ich, mein Leben vor mir selbst zu verantworten und mir selbst die Kriterien zu suchen, nach denen ich mein Leben plane. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zwingen sogar dazu, die eigene Biographie stets neu zu entwerfen. So ist es auch fast unmöglich, das eigene Leben mit höheren

Welt- oder Lebenserklärungen in Einklang zu bringen. Da ist es einfacher und sicherer, sich auf die eigene Nahwelt zu beschränken, die noch halbwegs erklärbar und begreifbar ist. Religion muss darum in diese Nahwelt hineinpassen, muss zusammenpassen mit dem eigenen, selbst erfundenen Lebensentwurf – nicht umgekehrt. Religion muss, so würden es Jugendliche formulieren, „mit mir und meinem Leben zu tun haben“ – und zwar möglichst konkret.

B. Ästhetische Passung

Die eigene Individualität, der eigene Lebensentwurf braucht einen sichtbaren Ausdruck. Darum ist für Jugendliche die persönliche Ästhetik heute so wichtig – angefangen bei der Markenkleidung bis hin zu besonderen Konsumartikeln: Sie dienen dazu, das zu inszenieren, was ihnen am wichtigsten ist: Die eigene Person. Soziologen sprechen sogar von einem „Zwang zur ästhetischen Inszenierung der eigenen Identität“, der einem Moralgelände ähnelt, wie es in den großen Religionen der Fall ist – allerdings ohne die Gnade und Milde eines verzeihenden Gottes.

Eine Religion hat heute also keine Chance mehr, wenn sie das äußere Erscheinungsbild ihrer selbst und ihrer Repräsentanten nicht ernst nimmt. Denn das äußere Erscheinungsbild transportiert die inneren Aussagen: Was schlecht aussieht, kann demnach auch nur eine schlechte Botschaft haben – und umgekehrt gilt: Eine großartige Botschaft braucht auch eine ästhetisch attraktive Ausdrucksform und Menschen, die ein entsprechendes Erscheinungsbild aufweisen können. Diese Wahrheit ist der Religion grundsätzlich nicht fremd: Die religiöse Bildersprache ist in der menschlichen Kultur schon immer eine Möglichkeit gewesen, das „unbedingt Bedeutungsvolle“ zum Ausdruck zu bringen.

C. Emotionalität

Für die Religiosität Jugendlicher folgt schon aus den ersten beiden Merkmalen, dass eine „kognitive Stimmigkeit“ des Reli-

giösen nicht entscheidend ist. Es geht eher um Gefühl als um Überzeugung. Daher sind Jugendliche auch so leicht ansprechbar für Events, überwältigende Inszenierungen, große Partys, persönliche emotionale Erfahrungen, die ihnen ein Gefühl von Geborgenheit vermitteln. Eine Religion, die nicht fühlbar und erfahrbar ist, hat bei Jugendlichen keine Chance. Wie sollen sie auch den Worten glauben, die „Leben in Fülle“ versprechen, es aber nicht fühlbar und erfahrbar vermitteln können?

6. Konsequenzen für eine moderne Jugendpastoral

Was bedeuten nun all diese Wahrnehmungen von Jugend und Gesellschaft sowie deren Umgang mit Religiosität für die kirchliche Praxis, vor allem im Blick auf Jugendliche? Mit einigen Thesen möchte ich Konsequenzen andeuten, die entlastend sein können, um sich von einer Praxis zu lösen, mit der Jugendliche nicht mehr zu erreichen sind. Zugleich sind es aber auch herausfordernde Konsequenzen, weil sie sehr tiefgreifende Veränderungen unserer überkommenen Vorstellungen von Kirche, Glaube und Jugendpastoral verlangen.

Gemeinde kann nicht mehr der vorrangige jugendpastorale Ort sein

„Die klassische Kirchengemeinde ist ein überholtes Organisationsmodell für jugendliche Religiosität und Frömmigkeit.“²² Jugendliche müssen heute damit rechnen, dass ihr Lebensweg sie an viele verschiedene Orte führt und eine hohe räumliche Flexibilität und Mobilität verlangt. Daher vermeiden sie langfristig angelegte Bindungen. Kirchengemeinden jedoch erwarten in der Regel ein auf Dauer angelegtes Engagement. Da ist es kein Zufall, wenn Gemeinden „vergreisen“: Sie „bestehen heute aus einem kleinen Restbestand von zumeist älteren Leuten mit teilweise hohem Engagement, aber auch mit einer starken Tendenz zur Selbstgenügsamkeit“.²³ Sie schließen sich ab,

vermeiden Öffnung und Veränderung. Für jüngere Menschen sind solche Gemeinden völlig unattraktiv, so dass an den Rändern der Kirche neue Formen religiöser Vergemeinschaftung entstehen – nicht nur für Jugendliche.

Abschied von einer elitären Jugendpastoral

Die Kirche steht in der Gefahr, sich auf die wenigen (noch) gemeindenahen Jugendlichen zu konzentrieren, um sie langfristig an sich zu binden und in ihrem Glauben zu festigen. Die Gefahr liegt darin, dass mit der Konzentration auf die Gruppe der Hochüberzeugten eine Botschaft vermittelt wird, man wolle als Kirche unter sich bleiben. Die Folge ist eine weitere Entfremdung zwischen der Mehrheit der Jugendlichen und der Kirche bzw. der Umzug der Kirche in eine gesellschaftliche Nische. Die Konzentration auf die gemeindenahen Jugendlichen bedeutet, sich auf eine „kirchliche Elite“ zurückzuziehen und auf Dauer im gesellschaftlichen Abseits zu landen. Darum ist eine solche ausnahmslos elitäre Jugendpastoral dringend zu verabschieden.

Pluralitätsfähigkeit als Voraussetzung zur Begegnung mit Jugendlichen

Die Kirche braucht eine „Pluralitätsfähigkeit“, mit der sie einladend auf alle Menschen zugeht. Diese setzt die Bereitschaft zu Austausch und Dialog voraus, der keinen der Partner unverändert zurück lässt. Kirche braucht also die Fähigkeit, auch von anderen Menschen, die nicht „kernkirchlich“ denken und handeln, zu lernen. Sie braucht die Fähigkeit, über die eigene Position nachzudenken und sie auch in Frage stellen zu lassen. Für die junge Generation ist eine solche Haltung inzwischen eine Selbstverständlichkeit. Der Würzburger Religionspädagoge Hans-Jürgen Ziebertz²⁴ hat in seiner Studie festgestellt, dass Pluralität für Jugendliche eine normale Größe ist, weil sie keine Gesellschaft mehr kennen, die aus konfessionellen oder sozialen Milieus bestand, in denen Pluralität vermieden wurde.

Die Angst und Zurückhaltung vor Pluralität ist daher eher ein Problem der – oft kirchlich geprägten – Erwachsenengenerationen. Sie haben eine Pluralitätsfähigkeit zu lernen, die dazu befähigt, mit Differenzen umgehen zu können ohne in fundamentalistische oder indifferente Extreme zu flüchten.

Hinsichtlich der Jugendpastoral gilt: Jugendliche akzeptieren es nicht, wenn die Freiheit, die ihnen die Gesellschaft in allen anderen Lebensbereichen zugesteht, im religiösen Bereich nicht mehr gelten soll. Darum braucht es eine sich anbietende Religiosität, und weniger eine dozierende. Jugendliche wollen sich Religion in eigener Verantwortung aneignen, denn für sie „gibt es weniger die ‚Wahrheit an sich‘ als vielmehr die ‚Wahrheit für mich‘“²⁵. Ein reifer Glaube ist heute nur über eine verantwortete Reflexion über Fragen der Religion zu erlangen – in dem Wissen, dass es Religion nur im Plural und Glaube nur in der Vielfalt gibt. Man kann also heute religiöse (und andere) Werte nur über den Weg der Kommunikation anbieten, um es letztlich den Jugendlichen selbst zu überlassen, diese aus Einsicht und Überzeugung für sich zu übernehmen und ggf. weiterzuentwickeln.

Jugendpastoral braucht Lebensbezug

Die Ansprache der Kirche darf nicht an der gerade relevanten Lebensepisode der jeweiligen Menschen vorbeigehen – und schon gar nicht darf sie die Lebensepisoden der jungen Menschen abwerten. Stattdessen ist eine „ästhetisch gewendete Glaubenskommunikation“ einzuüben, die die Lebens-themen der jungen Menschen aufgreift, den einzelnen begleitet und nicht zur Dauerbindung aufruft, sondern mit Projekten arbeitet, die Jugendliche nur für begrenzte Zeit in Anspruch nehmen.²⁶

Jugendpastoral muss ästhetisch sein

Glaube, auch christlicher Glaube, kommt nicht ohne Ästhetik aus. Sie ist der „Modus, mit dem Menschen symbolisch, kreativ,

sinnlich, darstellend und emotional Welt und Existenz wahrnehmen, erfahren und deuten²⁷. Symbole, Zeichen, Metaphern sind notwendig, um Glauben zum Ausdruck zu bringen, weil es dabei um eine Sache geht, die sich rationalen Erklärungsmodellen entzieht. Wichtig ist nur, dass es für die jeweilige Zeit und Kultur die angemessenen Zeichen und Symbole gibt, damit sie verstanden werden können.

Es scheint, dass die Ästhetik der Jugendkultur in unseren kirchlichen Räumen völlig vernachlässigt wird. Es gibt sie allenfalls in der Sonderwelt der kirchlichen Jugendarbeit. Die Folgen sind fatal: „Das Ausblenden ihrer Ästhetik quittieren Jugendliche durch Fernbleiben“²⁸; und zugleich verkümmert ihr Glaube, weil sie keine ansprechenden und berührenden Ausdrucksformen dafür erleben und erlernen.

Konsequenzen für kirchliche Jugendarbeiter

Für die jugendpastorale Arbeit ist es wichtig, die Beobachtungen und Wahrnehmungen, die wir beim Blick auf unsere Gesellschaft und ihre junge Generation machen, nicht zu verdrängen, moralisierend abzuwerten oder gar zu bekämpfen. Sie sind vielmehr als „Zeichen der Zeit“ aufzunehmen und theologisch zu übersetzen. Vielleicht ist es auch so, dass durch diese „Zeichen der Zeit“ Fragen und Anstöße auf uns zukommen, die äußerst spirituell sind und deren Bearbeitung Voraussetzung ist, um Jugendpastoral zu betreiben.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Jugendpastoral benötigen also eine hohe persönliche Reife, zu der einerseits ein persönlicher Glaube und eine Identifizierung mit der eigenen Kirche gehört und andererseits ein hohes Maß an Pluralitätsfähigkeit. Und: Sie müssen in der Lage sein, sich mit der eigenen – auch religiösen und spirituellen – Biographie ehrlich auseinander zu setzen, um für Jugendliche ein Gesprächspartner zu sein, der in der Lage ist, über persönliche Lebensthemen zu sprechen. Nicht zuletzt brauchen sie einen Zugang zur Welt

der Gefühle, um in der Lage zu sein, ihre Religiosität gefühlvoll-emotional zum Ausdruck zu bringen.

7. Abschied von einer idealisierten Jugendpastoral

Der verstorbene evangelische Theologe Henning Luther hat sehr eindrucksvoll und überzeugend das Ideal einer „vollständigen, ganzen und integrierten Identität“ als Illusion entlarvt²⁹. Er lehnt die Vorstellung ab, als könne ein Mensch in seiner Entwicklung einmal eine voll ausgereifte Persönlichkeit mit einer in sich geschlossenen und dauerhaften Ich-Identität erreichen. Luther führt stattdessen den Begriff der Fragmentarität in die Pastoraltheologie ein: Der Blick auf das menschliche Leben insgesamt legitimiere, so Luther, einzig den Begriff des Fragments als angemessene Beschreibung für das Leben.³⁰ Jede menschliche Entwicklung ist geprägt von Brüchen und Verusterfahrungen im Blick auf die Vergangenheit; sie ist aber auch geprägt von Ungewissheit im Blick auf die Zukunft. Und schließlich erkennt jeder Mensch in der Begegnung mit anderen seine Unzulänglichkeit, weil es nie eine gleiche Identität unter uns Menschen gibt. Wer dennoch an einem Ganzheits-Ideal festhalten will, muss die Brüche der Vergangenheit leugnen, Entwicklungen für beendet erklären und sich abschotten gegenüber anderen – Trauer, Hoffnung und Liebe werden aus dem Leben verbannt.

Vielleicht sind wir auch im Blick auf unsere Vorstellungen von Kirche und Christentum von falschen Idealen geprägt: Wir wollen nicht wahrhaben, dass wir derzeit etwas verlieren an selbstverständlicher Kirchengesellschaft; wir wollen auch nicht daran glauben, dass sich etwas Neues, Anderes entwickelt; und schon gar nicht wollen wir uns durch die Begegnung mit den Menschen unserer Gesellschaft in unserem Glauben und unserer Kirchlichkeit ernsthaft in Frage stellen lassen. Wir wollen nicht trauern, weil uns ein blühendes, mächtiges, reiches,

selbstverständliches Christentum verloren geht. Wir trauen uns aber auch nicht zu hoffen, dass in diesen unruhigen Zeiten etwas Neues, vielleicht nie Dagewesenes heranwächst. Und wir wagen es nicht, in der völligen Andersartigkeit der Menschen außerhalb unseres Kirchenraumes etwas zu entdecken, wovon wir lernen könnten.

Im Anschluss an Henning Luther möchte ich behaupten, dass es Sünde ist, als Christ und Kirche so zu denken und zu leben. Denn darin steckt der Irrtum, dass die einmal erreichte Form von Kirche und christlichem Glauben die „richtige“, „vollständige“, „ganze“ ist. Wir Christen machen uns selbst und unsere Kirche zu Gott und weigern uns, eine aus Menschen bestehende irdische Kirche zu bleiben – und das bedeutet, „uns nicht mehr als Fragmente zu verstehen, die auf ein Ganzes nur verweisen, sondern uns bereits als Vollständiges zu nehmen“³¹.

Aber gerade eine Kirche, die sich als Fragment versteht, weist über sich hinaus: Sie ist nicht die ideale Ausprägung der Wahrheit Gottes, sondern nur ein Hinweis von vielen. Darum darf sie veränderlich sein; Altbewährtes loslassen, Neues zulassen und Vielfalt um der Menschen willen erlauben. Im Blick auf die Jugendlichen bedeutet das sehr konkret, dass sie „vom Druck zur Identifizierung, vom Entscheidungsdruck und vom Zwang zur Festlegung befreit werden und zur Suche, zum Experimentieren ermutigt werden.“³²

Anmerkungen:

¹ Heiner Keupp: Ermutigung zum aufrechten Gang. Tübingen 1997, 24.

² Ebd., 25.

³ Winfried Gebhardt: Jugendkultur und Religion, in: Pöhlmann, Matthias (Hg.): Sehnsucht nach Verzauberung. Religiöse Aspekte in Jugendkulturen (EZW-Texte 170). Berlin 2003, 7–19, 8.

⁴ Ebd., 4.

⁵ Ebd., 9.

⁶ Hans-Georg Ziebertz: Die Gretchenfrage mal anders. Religiöse Stile heutiger Jugendlicher, in: LS 55 (2004), 239–245, 240.

⁷ Ebd., 243.

⁸ Ebd.

⁹ Winfried Gebhardt: Signaturen der religiösen Gegenwartskultur, in: Wolfgang Isenberg: Orte für den Glauben (Bensberger Protokolle 106). Bensberg 2002, 9–23, 9.

¹⁰ Ebd., 10.

¹¹ Ebd., 11.

¹² Vgl. die beiden zitierten Artikel von Winfried Gebhardt, die in weiten Teilen identisch sind.

¹³ Erich Garhammer: Ein Gespräch mit Winfried Gebhardt, in: LS 55 (2004), 251–256, 255.

¹⁴ Gebhardt: Jugendkultur, 17.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ebd., 18.

¹⁷ Ebd., 14.

¹⁸ Ebd., 15.

¹⁹ Matthias Sellmann: „Schön war’s“. Plädoyer für eine ästhetisch gewendete Glaubenskommunikation mit Jugendlichen, in: LS 55 (2004), 229–234, 229.

²⁰ Ebd., 231.

²¹ Vgl. Matthias Sellmann: Jugend und Religion. Oder: Nietzsches Enkel, Nietzsches Erben. Das mir im Original vorliegende Manuskript ist veröffentlicht in Jugend & Gesellschaft 4/2002.

²² Garhammer: Gespräch mit Gebhardt, 253.

²³ Ebd.

²⁴ Hans-Georg Ziebertz: Religiöse Signaturen heute. Ein religionspädagogischer Beitrag zur empirischen Jugendforschung. Gütersloh und Freiburg 2003.

²⁵ Ebd., 116.

²⁶ Vgl. dazu ausführlich Sellmann: „Schön war’s“, 233.

²⁷ Hanz Hobelsberger: Jugendkirchen: Auf der Suche nach jugendkulturellen Ausdrucksformen des Glaubens, in: LS 55 (2004), 222–228, 223.

²⁸ Ebd., 224.

²⁹ Henning Luther: Identität und Fragment. In: Ders.: Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts. Stuttgart 1992, 160–182, 160.

³⁰ Vgl. ebd., 168.

³¹ Ebd., 172.

³² Ebd., 179.

„Bleibt alles anders“ (H. Grönemeyer)

Ergebnisse einer Katechetenerbefragung im Bistum Essen

1. Ausgangspunkt

Mit der Neustrukturierung der Abteilung Sakramentenpastoral im Bischöflichen Seelsorgeamt 1996 waren zwei generelle Zielsetzungen verbunden:

1. Unterstützung des ehrenamtlichen Engagements in der Sakramentenkatechese und
2. inhaltliche und methodische Weiterentwicklung der Sakramentenpastoral.

Um diese Ziele zu verfolgen, engagierten wir uns in der

- Aus- und Fortbildung der pastoralen Mitarbeiter(innen),
- Erarbeitung eines neuen Konzeptes und entsprechenden Materials für die Firmkatechese,
- boten den ehrenamtlichen Katechet(inn)en Schulungen in Form von praxisnahen „Workshops“ an und
- schufen als zentrales Angebot den „Tag der Katechese“. Hier sollten Erfahrungsaustausch, Motivation, Anregungen für die Praxis und nicht zuletzt Dank und Anerkennung seitens des Bistums zu einem Veranstaltungskonzept verwoben werden.

Die Verdoppelung der Teilnehmerzahlen innerhalb von vier Jahren bestätigte, dass dies wohl gelungen ist.

Trotz der vielen unmittelbaren Kontakte zu den pastoralen Mitarbeiter(innen) wie auch den Katechet(inn)en in den Gemeinden wollten wir noch einen Schritt weitergehen,

um für die Zukunft auf einer noch sichereren Grundlage unsere Arbeit planen zu können. Denn die Schwerpunktsetzung im Bereich Firmpastoral hatte zur Folge, dass wir nicht in gleicher Weise die Situation und mögliche Entwicklungstrends in der Erstkommunionkatechese einschätzen konnten.

2. Zwei Phasen der Befragung

Zusammen mit Hanns-Werner Eichelberger vom Institut für kirchliche Sozialforschung (IKSE) im Bistum Essen wurde das Projekt einer Umfrage beraten und schließlich als zweistufige Befragung geplant.

In der ersten Stufe (Herbst 2003) ging ein vierseitiger Befragungsbogen – jeweils zur Erstkommunion- und Firmkatechese – an die Pfarrer. Darin war schwerpunktmäßig nach den organisatorischen Rahmenbedingungen der Katechese in den Pfarrgemeinden gefragt. In einem persönlichen Anschreiben an die Pfarrer stellten der damalige Leiter des Seelsorgeamtes, Prälat Heinrich Heming, und der Leiter der Abteilung Sakramentenpastoral, Peter Neysters, das Projekt vor. Dabei erbaten sie auch die Namen und Anschriften von Katechetinnen und Katecheten für die zweite Stufe der Befragung.

Die Fragebogen wurden an die damals 274 Pfarreien versandt. Mit 146 beteiligten sich etwas mehr als die Hälfte der Pfarreien durch Rücksendung der Fragebogen und Zusendung von Adressen.

Das Ergebnis dieser ersten Phase ließ uns optimistisch auf die zweite Runde blicken. Die hohe Rücklaufquote der Fragebogen ließ ein erstes valides Ergebnis zur Praxis von Erstkommunion- und Firmkatechese in den Pfarreien des Bistums Essen erwarten. Eine echte Überraschung waren die Anschriften von 2.680 Katechetinnen und Katecheten, die im Frühjahr 2004 mit einem ausführlichen Befragungsbogen angeschrieben wurden.

Innerhalb von fünf Wochen wurden 1.362 Fragebögen an IKSE zurückgesandt. Davon gehörten 839 zur Gruppe der Erstkommunion- und 523 zu den Firmkatecheten.

„Wieder deutete schon die Beteiligung mit einem (für schriftliche Befragungen schier traumhaften) Rücklauf von 50,8 % darauf hin, dass weithin hohes Interesse am Thema Katechese und am Austausch darüber vorhanden ist.“¹

3. Ein Pfund, mit dem wir wuchern können - Ergebnisse der ersten Phase

Aus der ersten Phase der Befragung ergaben sich zunächst die „trockenen Fakten“:

Termine: Die Feiern der Firmung verteilen sich weithin über das ganze Jahr, dagegen finden Erstkommunionfeiern traditionell im Osterfestkreis statt: 43 % der Pfarreien halten bei der Terminwahl am Weißen Sonntag fest, 41 % wählen Christi Himmelfahrt bzw. den Sonntag davor und/oder danach. In 26 % der Pfarreien gibt es dabei mehr als eine Feier.

Kursdauer: Katechetische Kurse nehmen im Durchschnitt mehr als ein halbes Jahr in Anspruch, nämlich 30 Wochen (EK) bzw. 27 Wochen (FK).

Mit einer durchschnittlichen Kursdauer von ca. 30 Wochen pro Jahr deutete sich bereits die hohe zeitliche Inanspruchnahme der Ehrenamtlichen an.

Vorbereitung in Gruppen: Bei der Erstkommunionvorbereitung werden je Pfarrei durchschnittlich 34 Kinder in 5 Gruppen auf die Erstkommunion vorbereitet. Daraus ergibt sich eine mittlere Teilnehmerzahl von 7 Kindern je Gruppe. Nur in 10 % der Pfarreien gibt es Gruppen mit mehr als 10 Kindern („Schulklassenstärke“ gibt es nur in seltenen Ausnahmen). (KiBE: 3)²

Die Zuordnung der Katecheten auf die Anzahl der Gruppen pro Gemeinde ließ darauf schließen, dass relativ häufig, in der Firmvorbereitung mehr noch als bei der Erstkommunionkatechese, Katechet(inn)en im Team tätig sind.

Aber noch ein Ergebnis ließ uns zunächst aufforchen: die Katechetenzahlen:

Im Durchschnitt machen in einer Pfarrei 7,2 Katechet(inn)en in der Erstkommunionkatechese und 8,3 in der Firmkatechese mit. Auf das Bistum hochgerechnet, ergeben sich daraus Gesamtzahlen von rund 2.000 Erstkommunion- und 2.300 Firmkatechet(inn)en. Wegen einer Schnittmenge derjenigen, die in beiden Kursarten mitarbeiten, kann man die genannten Zahlen nicht einfach addieren, aber mit einer Zahl um 3.500 kann man hier annäherungsweise rechnen. (KiBE: 3)

Dass es so viele Menschen sind, die sich Jahr für Jahr in der Katechese engagieren, scheint uns ein echtes Pfund zu sein, mit dem Kirche wuchern kann.

Mit der Befragung der Katechet(inn)en in der zweiten Phase erhofften wir uns insbesondere Antworten auf die Fragen nach der näheren Zusammensetzung der Katechetengruppen, ihrer Motivation und den Erfahrungen, die sie in und mit der Katechese machen.

4. Katechese lebt von Frauen-Power - Das deutlichste Ergebnis

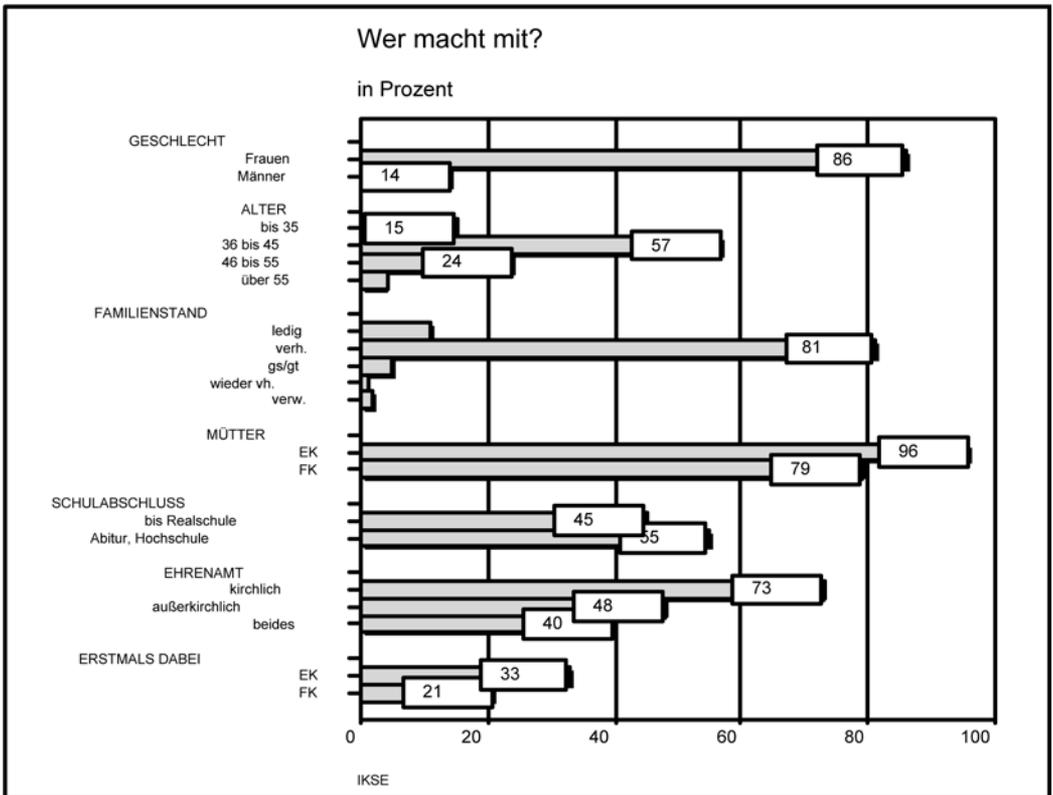
Frauen tragen die „Hauptlast“ der ehrenamtlichen katechetischen Arbeit in den Gemeinden des Bistums Essen, das ist unzweifelhaft.

Bei der Erstkommunionkatechese sind es 94 %. Der Männeranteil kommt dagegen auch in der Firmvorbereitung nicht über die qualifizierte Minderheit von 27 % hinaus.

Für Katechet(inn)en³ gilt: Sie sind mehrheitlich Familienmenschen; genauer gesagt verheiratet mit ein oder mehreren Kindern. So liegt in der Erstkommunionvorbereitung der Anteil der Mütter bei 96 %. Aus der Familiensituation der Katechet(inn)en wird auch die Altersverteilung verständlich.

Gerade jene Altersgruppe zwischen Mitte Dreißig und Mitte Vierzig ist in der Katechese überdurchschnittlich aktiv.

Dabei verbinden sie Familie und Ehrenamt, sowie mehrheitlich auch eine Berufs-



tätigkeit (57 % EK / 71 % FK). Der Anteil an teilzeitbeschäftigten Frauen beträgt 80 % bei den Erstkommunion- bzw. 50 % bei den Firmkatechetinnen.

Damit aber nicht genug: Dreiviertel der Befragten sind zusätzlich noch in anderen kirchlichen Ehrenämtern aktiv; etwas weniger als die Hälfte noch in außerkirchlichen Bereichen oder in beiden.

Dass die hier engagierten Frauen diese unterschiedlichen Lebensbereiche miteinander koordinieren können, lässt sich vielleicht dadurch erklären, dass sie in der Mehrzahl über eine gehobene schulische und berufliche Ausbildung verfügen. Damit verbunden ist wohl auch ein überdurchschnittliches Maß an Sozialkompetenzen.

Bei der Firmkatechese fallen eine größere Altersstreuung sowie ein differenzierteres Bild bzgl. Geschlecht, Familienstand und Berufstätigkeit der Katechet(inn)en auf.

5. Warum sie dabei sind – Motive, Einstellungen und Haltungen

Vier Motivbündel lassen sich faktorenanalytisch herausarbeiten, die für die Übernahme dieses ehrenamtlichen Dienstes maßgeblich sind:

- kirchlich-religiöses Interesse,
- die Suche nach neuen Orientierungen,
- der Gedanke der Pflicht und schließlich
- der Einsatz für eigene Kinder [...]

„Meist genanntes Motiv überhaupt ist, dass man ‚gern mit Kindern/Jugendlichen zu tun hat‘.

Bei den Kommunionkatecheten war die vierte Schiene – Einsatz für eigene Kinder – für 75 % (FK: 44 %) ganz wesentlich für ihre Mitarbeit, ansonsten ähneln sich die Motivprofile in beiden Kursarten ziemlich.“ (KiBE: 8f.)

Neben dem starken Wunsch, etwas mit oder für (die eigenen) Kinder tun zu wollen,

sind es das Interesse am eigenen Glauben und die Verbundenheit mit der eigenen Gemeinde, von denen eine starke Motivation ausgeht.

Was als „Suche nach neuen Orientierungen“ überschrieben ist, umfasst Erwartungen und Interessen, die man auch als den „Erlebnissfaktor“ der Katechese bezeichnen könnte.⁴

Deutlich wird an dieser Stelle der innere Wandel beim ehrenamtlichen Engagement. Nicht mehr Pflichtbewusstsein ist die bestimmende Motivation, sondern Faktoren, die zur eigenen Lebenssituation passen und einen ganz persönlichen „Mehrwert“ versprechen.

6. Kritisch-loyal und gemeindenah - Die Kirchlichkeit der Katechet(inn)en

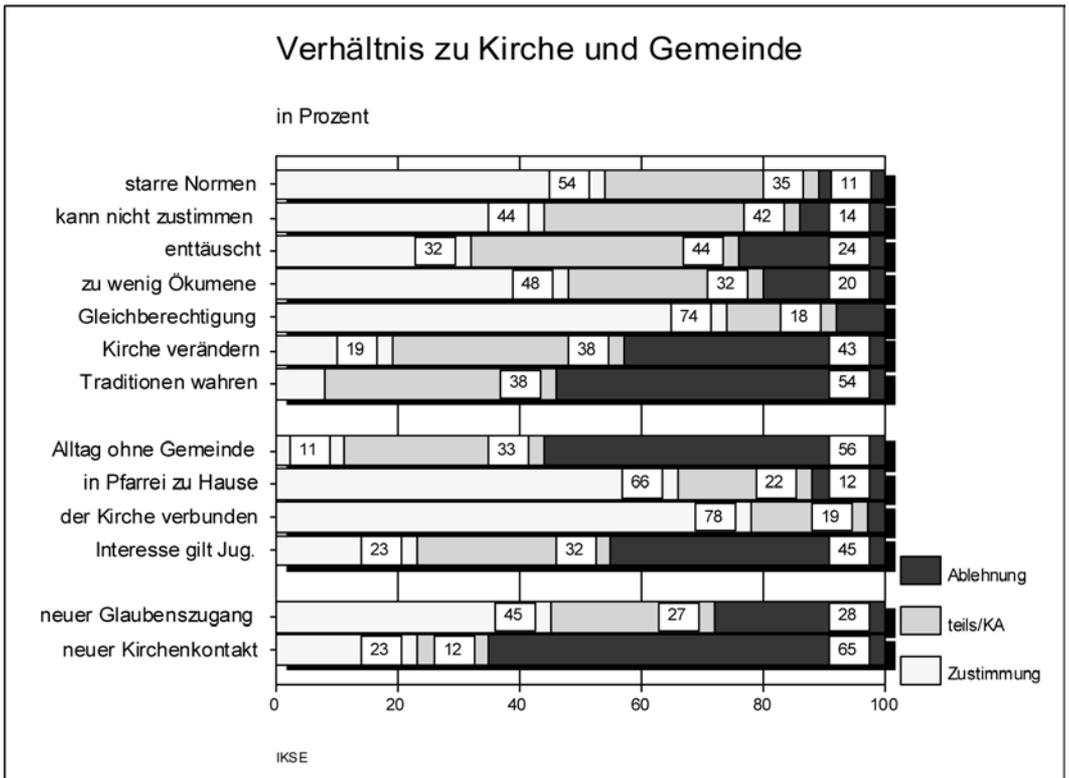
Stehen die Veränderungen hinsichtlich der Motivation der Frauen und Männer auch

in einem Zusammenhang mit ihrem Verhältnis zu Glaube und Kirche?

So fragten wir nicht nur nach der religiösen Praxis, sondern auch nach Haltungen und Meinungen zu grundlegenden und aktuellen Fragen katholischen Glaubens.

Überdurchschnittlich hoch ist die Gottesdienstteilnahme der Katechet(inn)en gegenüber dem Durchschnitt der Bevölkerung. Über 70 % geben an, (fast) jeden Sonntag am Gottesdienst teilzunehmen. Aber immerhin ein gutes Viertel hält es da anders. Interessant ist hierbei sicherlich, dass die ganz Jungen und die Älteren die höchste Gottesdienstteilnahme angeben. Die Abweichung bei den Altersgruppen von 21 bis 40 Jahren lässt sich wohl am ehesten mit ihrer Lebens- bzw. Familiensituation erklären.

Auffallend ist die geringere Gottesdienstteilnahme vor allem bei den „Seiteneinsteiger(inne)n“. Hier wird deutlich, dass die



(erstmalige) Mitarbeit in der Katechese allein noch keine umfassende Integration in den kirchlichen Kernbereich bewirken, wohl aber zum „Ausgangspunkt“ dafür werden kann.

Die hier zu stellenden Frage lautet dann wohl:

Wird die Chance zur „Katechese für Katechet(inn)en“ genutzt oder werden sie lediglich als „Notstopfen“ für fehlendes anderes Personal benutzt?

7. Gemeinde ist ein Glaubensbiotop – der kirchliche Wurzelgrund der Engagierten

In einem weiteren Befragungskomplex wurden die Katechet(inn)en mit dreizehn Aussagen konfrontiert, die sich drei Aspekten zuweisen lassen:

- kritische Kirchenverbundenheit
- Alltagsbezug zu Kirche / Gemeinde
- Neuorientierung

Hier fiel zunächst auf, dass kritische Distanz zu bestimmten kirchlichen Themen und Positionen einhergeht mit einer großen Kirchenverbundenheit (78 %). Dieses Ergebnis ist aber nicht ungewöhnlich, da es sich tendenziell deckt mit Ergebnissen anderer Befragungen.⁵

So muss die hohe Kirchenverbundenheit vor allem im Kontext des Gemeindebezugs gelesen werden. Der kirchliche Nahraum scheint für die Gruppe der Katechet(inn)en das „Glaubensbiotop“ zu sein, in dem ihr Christsein gedeihen kann. Hierin erweist sich die Katechese als ein besonderes Terrain, in dem Glaubensbiographien neue Wachstumsmöglichkeiten finden.

Darüber hinaus haben wir nachgefragt, wie bedeutsam Glaube und Kirche in den verschiedenen Lebensabschnitten erfahren wurden/werden.

Für die Befragten gilt, dass die Bedeutung beider Lebensfelder erst mit der mittleren Lebensphase (30 bis 50) deutlich zunimmt und dann eine zentrale Lebensdimension bilden.

„Übrigens findet sich unter denen, die für alle Phasen eine Antwort gegeben haben, ein Drittel (31 %), für die Glaube und Kirche in allen fünf Lebensphasen gleichermaßen wichtig waren und bleiben. Dies bedeutet aber zugleich, dass für die übrigen zwei Drittel in gewissen Phasen ihres Lebens, meist im Jugend- und jungen Erwachsenenalter, für manche (genauer 9 %) auch schon in der Kindheit, das ganze Thema nicht so wichtig war... (KiBE: 29)

Zukünftig wird die Katechese überwiegend auf Christ(inn)en angewiesen sein, deren religiös-kirchliche Biographie nicht gradlinig und ungebrochen verlaufen ist. Gerade dies eröffnet eine positive Perspektive für Glaube und Kirche. Denn die Katechese schafft für die meisten von ihnen neue Anknüpfungspunkte für das persönliche Christsein.

8. Was Katechet(inn)en alles erleben (können) – Erwartungen, Erfahrungen und Klagen

Zunächst einmal zur Stimmung: die ist eigentlich ganz gut. Auf der dreifach gestaffelten Smiley-Skala kreuzten immerhin 59 % das freundliche Gesicht im Rückblick auf den letzten Kurs an.

„Eigentlich“ ist jedoch eine schillernde Vokabel, die andeutet, dass es mindestens noch einen weiteren Aspekt gibt. So muss eben auch festgestellt werden, dass fast die Hälfte der Befragten spontan keine feste Zusage für eine weitere Mitarbeit abgegeben hat: Immerhin 26 % zögern noch und 20 % schließen dies völlig aus.

Gründe für dieses Stimmungsbild finden sich in dem unterschiedlichen Erleben der Praxis. Unter dem Gesichtspunkt der „Kompetenzerfahrung“ gibt es für „Vorbereitung“, „Konzepte“ und „(religiöse) Sprachkompetenz“ eine qualifizierte Minderheit, die Unsicherheiten oder Defiziterfahrungen rückmelden.

Unter der Rubrik „Unterstützung/Begleitung“ geben knapp 40 % an, dass sie sich

von der Pfarrgemeinde in ihrer katechetischen Arbeit nicht ausreichend begleitet und unterstützt fühlten, was jedoch Dreiviertel der eigenen Familie zusprechen!

Befragt nach den Rahmenbedingungen der katechetischen Arbeit gab es die geringsten Zufriedenheitswerte (mit der Note 3 oder schlechter) für die Bereiche:

- Begleitung durch die hauptamtlichen Mitarbeiter(inn)en
- Bereithaltung von Material
- Dank der Gemeinde.

Dagegen wurden die Atmosphäre in den Katechetenrunden, die Möglichkeiten zur Mitbestimmung und auch die Raumsituation für die katechetischen Gruppen überwiegend positiv erlebt.

9. Wer gebraucht wird, braucht auch was – Hilfen und Unterstützung

Befragt nach den benötigten und gewünschten Hilfen für das eigene Arbeiten stehen

- Gottesdienstgestaltung (40 %),
 - methodisches Arbeiten (32 %)
 - und Glaubensfragen (28 %)
- ganz oben auf der Dringlichkeitsliste der Katechet(inn)en.

Zwei Knackpunkte sind zu ergänzen, die nachhaltig die Motivation der ehrenamtlichen Mitarbeit in der Katechese prägen.

Hier ist zuallererst der Faktor „Zeit“ zu nennen. Er ist das „dünne Eis“, auf dem die Mitarbeit der Frauen mit Mehrfachbelastungen(!) steht. Über 200 Befragte gaben in einer offenen Antwortmöglichkeit zu erkennen, dass für sie die Belastungsgrenze erreicht, wenn nicht gar überschritten scheint.

Ebenfalls problematisch wird der Elternkontakt erlebt. Hier prallen zwei unterschiedliche religiöse Lebensoptionen aufeinander: einerseits die Katechet(inn)en,

zumeist selbst in der Elternrolle, die sich an dieser Stelle in der Gemeinde engagieren, und andererseits diejenigen Eltern, die „nur“ etwas von der Kirche wollen. Dieses Spannungsverhältnis markiert vielleicht den Paradigmenwechsel der „Katechese in veränderter Zeit“⁶ am deutlichsten. Nach Auflösung der volkskirchlichen Koalition aus Elterhaus, Schule und Gemeinde für die Sozialisation in Glaube und Kirche fällt diese Aufgabe weitgehend an die Gemeinden als kirchlicher Lebens- und Lernraum zurück. Und dies so radikal, dass man nur noch in Ausnahmen mit einem familialen Glaubenshintergrund rechnen darf.

10. „alles bleibt anders ...“ – Perspektiven

Zum Abschluss seien hier die perspektivischen Befragungsergebnisse benannt, die für uns zur Diskussion um Zukunft und Entwicklung der SakramentenKatechese dringend gehören.

Umsonst, doch nicht vergeblich?!

Die Frage nach dem „Erfolg“ oder „Sinn“ der katechetischen Arbeit scheint dringend nach neuen Antworten zu verlangen.

Aus der Sicht der Katechet(inn)en stellen sich die Perspektiven für eine mögliche Bindung von Erstkommunionkindern und Firmant(inn)en an die jeweilige Gemeinde sehr unterschiedlich dar. Die Erstkommunion-Katechet(inn)en sind mit 52 % relativ optimistisch, dass die Kinder nach der Vorbereitungsphase und der Feier der Erstkommunion Anschluss an die Gemeinden finden. Mit nur 21 % Optimisten ist das Meinungsbild unter den Firm-Katechet(inn)en eher pessimistisch.

Die jugendpastorale (Not-)Situation vieler Gemeinden wird damit offenkundig. Die „Isolation“ mancher sakramentenKatechetischen Erfahrungsepisode bei Kindern und Jugendlichen scheint häufig ihr Pendant zu

haben in einer Gemeindepraxis, die kaum ein „jugendpastorales Umland“ für diesen Aktionsraum bietet.

Was „unsere Leute“ aber dringend benötigen, ist eine Perspektive, wozu sie ihre Zeit und Arbeit investieren.

Ein Ehrenamt muss man sich leisten können.

Die Mehrheit der Frauen und Männer, die sich in der Sakramentenkatechese der Gemeinden unseres Bistums engagieren, verfügen über die Ressourcen (Zeit, Bildung und Fähigkeiten sowie Interesse), die ihnen ihre ehrenamtliche Betätigung ermöglichen. Doch auch diese sind begrenzt bzw. kommen an ihre Grenzen.

Daher lautet ein zentrales Stichwort „Entlastung“!

So ist etwa aufgrund zahlreicher Rückmeldungen zu fragen, ob Gemeinden nicht in Zukunft für ihre Katechet(inn)en Kinderbetreuungsangebote bereithalten müssen? Wenn die eigenen Kinder möglicherweise „auf der Strecke bleiben“, ist es für manche Frauen kaum noch vertretbar, sich mit den Kindern anderer zu beschäftigen.

Ehrenamt: unbezahlt, aber nicht umsonst zu haben.

Nur wenn wir die Leistung auch anerkennen und wertschätzen, die Menschen hier erbringen, wird das Ehrenamt in der Kirche eine Zukunft haben. Hiermit ist weniger eine finanzielle Vergütung gemeint, vielmehr eine „Kultur der Wertschätzung und des Dankens“, die es noch allzu selten zu geben scheint, wie die Befragung ganz unmissverständlich dokumentiert hat.

Zu den Anforderungen der Pastoralteams in den Gemeinden wird immer mehr zählen, Freude an der Arbeit zu vermitteln sowie Selbstverwirklichung und persönliche Bereicherung durch die Mitarbeit in der Katechese für die ehrenamtlich tätigen Frauen und Männer zu ermöglichen.

Katechese für Katechet(inn)en

Häufig wurde die Erwartung geäußert, sich in und durch die Katechese mit dem eigenen Glauben auseinander zu setzen. Damit artikulieren die Befragten das Bedürfnis nach einer lebensbegleitenden Katechese, von dem das Papier der Bischöfe spricht⁷.

Gemeindeaufbau geschieht in der Sakramentenkatechese auch dort, wo sich Katechet(inn)en mit ihrem persönlichen Glauben und ihrem Verhältnis zu Kirche und Gemeinde auseinandersetzen (können).

Für die (hauptamtlichen) Seelsorger(innen) wiederum kann ein solcher Katechetenkreis im Sinne einer wirklichen Glaubensgruppe zu einer persönlichen Bereicherung des eigenen „Glaubenslebens“ werden. Das haben wir in den vergangenen Jahren bei der Begleitung der Gemeinden auch immer wieder erfahren können.

Verantwortlich ist die Gemeinde!

Ob wir die Praxis der Jahrgangskatechesen beibehalten oder bei den individuellen Glaubensbiographien ansetzen: die Menschen werden in Zukunft immer seltener über die Herkunftsfamilie zum Glauben kommen. Die Verantwortung für das, was landläufig immer noch mit „Glaubensweitergabe“ bezeichnet wird, liegt mehr denn je bei den Gemeinden bzw. den einzelnen Gläubigen. Die Erwartungen, mit denen manche Katechet(inn)en allerdings in den Gemeinden konfrontiert werden, scheinen diese Realität noch nicht erfasst zu haben.

Wo sich nun Gemeindemitglieder als Katechet(inn)en in diese Verantwortung einbinden lassen, müssen sie sich auf die Solidarität und Unterstützung der Gemeinden auch verlassen können. Das schließt die „Erwartungen an die Katechese“ im Hinblick auf ihre „Wirkungsgeschichte“ mit ein.

Sie tun, was sie können. Und dieser Dienst, den sie ja nur von der Gemeinde beauftragt verrichten können, ist Glaubenszeugnis und Liebesdienst – Martyria und Diakonia – an und für Kinder und Jugendliche. Das darf und muss zunächst genügen!

Wer an einer Dokumentation der Ergebnisse der Befragung interessiert ist, kann sich an die Abteilung Sakramentenpastoral im Bischöflichen Seelsorgeamt des Bistums Essen wenden:
Tel.: 02 01/22 04-287
Mail: sakramentenpastoral@bistum-essen.de

Ralph Sauer

Mit dem Glauben neu anfangen

Ein neues katechetisches Arbeitsfeld

Anmerkungen:

- ¹ Katechese im Bistum Essen. Ergebnisse einer Befragung, hg. vom Bistum Essen. Essen 2004.
- ² Im Folgenden abgekürzt „KiBE“ unter Angabe der Seitenzahl. Der Text dieser Auswertung wurde maßgeblich von Hanns-Werner Eichelberger (IKSE) verfasst.
- ³ Eigentlich wäre die Benutzung der rein weiblichen Form im Text durch die erhobenen Ergebnisse durchaus gerechtfertigt.
- ⁴ Dazu: Margit Peras: Motive für ehrenamtliche Arbeit, in: Walter Bender (Hg.): „Ich bewege etwas“. Ehrenamtliches Engagement in der katholischen Kirche. Freiburg i.Br. 2001, 63-77; aaO., Alexander Klett: Motive und Selbstverständnis ehrenamtlich Engagierter, 78-104.
- ⁵ Hier besonders relevant: Deutsche Bischofskonferenz (Hg.): Frauen und Kirche (Arbeitshilfe 108). Bonn 1993.
- ⁶ Siehe: Die deutschen Bischöfe, Nr. 75, Bonn 2004.
- ⁷ Siehe hierzu: Katechese in veränderter Zeit: 13 ff.; bes. den Aspekt des „Partizipatorischen“: 24f.

30 Jahre nach dem Arbeitspapier der Würzburger Synode „Das katechetische Wirken der Kirche“ hat die Deutsche Bischofskonferenz ein beachtliches Dokument mit dem Titel: „Katechese in veränderter Zeit“ herausgegeben, das angesichts des gesellschaftlichen und kirchlichen Wandels einen Paradigmenwechsel herbeiführen will.¹ Der Schwerpunkt künftiger Katechese soll auf der Katechese mit Erwachsenen liegen, weil man heute nicht mehr davon ausgehen kann, dass Menschen aufgrund ihrer Sozialisation Christen werden, sondern aufgrund persönlicher Überzeugung sich zu Jesus Christus bekennen. Das Christwerden und Christsein wird heute nicht mehr von einem volkscirchlichen Milieu getragen, vielleicht nur noch in Ausnahmen, aber nicht mehr in der Regel. „Von der fraglos übernommenen Zugehörigkeit hin zu einer gewählten, auf bewusster Entscheidung gründenden und schrittweise sich entfaltenden Teilnahme“, lautet das Motto der Katechese der Zukunft. Das hat zur Folge, dass „die traditionelle Gleichsetzung der Katechese mit der Unterweisung von Kindern und Jugendlichen im Glauben“ überwunden werden muss. Vielmehr begleitet die Katechese „einführend und systematisch aufbauend den Glaubensweg der Menschen“. Ihre Adressaten sind Menschen, „die in die Glaubensgemeinschaft der Kirche hineinwachsen bzw. in sie aufgenommen werden möchten.“ (Katechese in veränderter Zeit 2. 2) Sie wendet sich an Menschen aller Altersstufen.

Unter Katechese wird hier „der kirchliche Dienst am Glauben der Menschen“ verstanden, „der sich dem Wirken des Heiligen

Geistes verdankt“. Dieser Dienst besteht „in der notwendigen Einführung, Vertiefung und Vergewisserung im Glauben“ (Katechese in veränderter Zeit 1). Für diese neu zu konzipierende missionarisch orientierte Katechese soll das Katechumenat als Inspiration und maßgebender Impuls katechetischen Handelns dienen. Hier greift der Text eine Anregung des Allgemeinen Katechetischen Direktoriums von 1997 auf.² Droht bei dieser Intention nicht die Gefahr, dass das Katechumenat zum Allheilmittel für die Katechese erklärt und ihm damit die Rolle einer Stopfgans zugewiesen wird? Aber eine noch grundsätzlichere Frage stellt sich hier: Nimmt die Kirche das Sakrament der Taufe überhaupt noch ernst, durch das der Täufling in die Gemeinschaft der Glaubenden aufgenommen worden ist? Es wird immer noch dem überwiegenden Teil der Adressaten der Katechese im Säuglingsalter gespendet, auch wenn sie das Ja der Eltern und Taufpaten im späteren Leben oft nicht ratifiziert haben. Ist es wirklich nicht mehr als ein bloßes Ritual? Welche Bedeutung hat das damit verliehene unauslöschliche Siegel? Nur an einer Stelle wird im Bischofspapier auf die Taufe Bezug genommen: Im Zusammenhang mit der Österlichen Bußzeit als Zeit der Taufenerneuerung wird die Forderung erhoben, „die eigene Taufberufung wachsen und tiefere Wurzeln finden zu lassen“ (5.3). Dagegen widmet der amerikanische Spezialist auf dem Gebiet der Katechese Bill Huebsch in seiner Schrift „Die Katechese der ganzen Gemeinde“ dem Taufsakrament ein eigenes Kapitel, in dem er die Forderung erhebt, der Taufe wieder neue Wertschätzung in der Gemeinde entgegenzubringen, gehört sie doch neben der Eucharistie zu den beiden Hauptsakramenten. Er bezeichnet sie als „verlorenes Sakrament“, das auf eine stillschweigende Weise gespendet wird. Er beklagt, dass nach dem II. Vatikanischen Konzil die Katechese der Taufe nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe. Die Taufe verdiene ein eigenes katechetisches Programm, das ihr angemessen sei.³ Die Taufkatechese sei neben der eucharistischen Katechese die „Wirbelsäule“ der Katechese.⁴

Das Allgemeine Direktorium für die Katechese, auf das sich das bischöfliche Dokument beruft, betont im selben Paragraphen 90, dass die nach der Taufe erfolgende Katechese sich zwar von der „vorbereitenden Schule auf das christliche Leben“ (Katechumenat) inspirieren lassen solle, aber sie auch nicht nachahmen dürfe, vielmehr die Tatsache der Taufe in der Katechese anerkennen müsse. Hier ist durchaus ein Bewusstsein vorhanden, dass es sich im vorliegenden Falle um Getaufte handelt. Diese Passage vermisst man leider im Bischofspapier, ihr Fehlen ist in meinen Augen symptomatisch.

Die Katechese mit den Neuanfangenden

Im Papier der deutschen Bischöfe steht an einer Stelle der Hinweis: „Es ist also darauf zu achten, welche Menschen – gleich welchen Alters – dafür zu gewinnen sind, ihren Glaubensweg katechetisch zu vertiefen oder neu anzufangen.“ (4.1) Leider wird dieser Gedanke nicht weiter ausgeführt. Dagegen widmet die französische Religionspädagogik dem Personenkreis der Neuanfangenden ihr besonderes Augenmerk, sie unterscheidet u. a. säuberlich zwischen Katechumenen und sog. *Recommençants* (Neuanfangenden). Es ist nicht das gleiche, ob einer von außen zustößt und über keinerlei Berührung mit der Glaubensbotschaft und der Glaubensgemeinschaft verfügt oder ob einer getauft ist und in den meisten Fällen die Kommunion und vielleicht auch die Firmung empfangen hat. Darüber hinaus hat er in der Mehrzahl der Fälle an der gemeindlichen Katechese und am Religionsunterricht teilgenommen. Nicht wenige unter ihnen haben sich als Erwachsene das Sakrament der Ehe gespendet. Sie verfügen somit über bestimmte Erfahrungen mit dem Christentum, meist allerdings negativer Art, und unterscheiden sich dadurch erheblich von den Katechumenen, die beim absoluten Nullpunkt anfangen. Beide Persongruppen kann man nicht in einen Topf werfen, sie verdienen eine

jeweils unterschiedliche Ansprache und Begleitung auf dem Weg des Christwerdens. Diesem Umstand trägt die französische Katechese Rechnung, indem sie ein eigenes katechetisches Programm für die *Recommençants* entworfen hat, das versucht, deren Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Seit etwa 20 Jahren sind vor allem in den Diözesen Lyon, Lille und Toulouse Anstrengungen unternommen worden, eine eigene Katechese für die *Recommençants* zu entwerfen. Inzwischen haben sich 19 Diözesen in Frankreich dem angeschlossen und Kursprogramme für die *Recommençants* entwickelt. Auch die Schweizer reformierte Kirche hat sich interessiert gezeigt und in den USA und in Kanada, vornehmlich in Québec, sind diese Anregungen ebenfalls auf fruchtbaren Boden gestoßen.⁵ Für die Arbeit mit den *Recommençants* existiert auch vielfältiges Arbeitsmaterial in den einzelnen Diözesen. In dem berühmten Brief der französischen Bischöfe an die Katholiken Frankreichs: „Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft“ von 1994 finden die *Recommençants* ausdrückliche Erwähnung. Und 1999 fand in Paris ein Kolloquium über sie statt, es wurde u. a. veranstaltet von der Bischöflichen Nationalen Koordinierungsstelle für die Katechese (CNER). Daran schon kann man die Bedeutung erkennen, die in der französischen Katechetik den Neuanfängenden zugemessen wird.

Was weckt den Wunsch, wieder neu anfangen zu wollen? Dafür gibt es verschiedene Beweggründe: Das neugeborene Kind, die Trennung vom Ehepartner, der Tod eines nahestehenden Menschen, eine schwere Krankheit, eine Liebeserfahrung, ein nachdenklich stimmendes Buch, die Sehnsucht nach einer tiefen Spiritualität, die Frage nach dem Sinn, eine beeindruckende Reise ... Zwischen 30 und 40 Jahre alt sind die Angehörigen dieser katechetischen Gruppe. Zunächst steht bei ihnen die Frage nach Gott im Vordergrund, weniger die Frage nach der Person Jesu Christi und auch nicht das Verlangen, der Gemeinschaft der Glaubenden angehören zu wol-

len. Daher stehen auch diese beiden Aspekte des Glaubens zunächst nicht im Zentrum der katechetischen Arbeit. Die Equipe von Lille, die sich an getaufte Erwachsene wendet, die mit dem Glauben neu anfangen wollen, hat einen Prozess eingeleitet, der eine Arbeit in kleinen Gruppen von 6-10 Personen vorsieht. 9 Zusammenkünfte finden in einem Zeitraum von 18-24 Monaten statt. Die Gruppen werden von einem Animator und einem Begleiter betreut. Für sie gibt es ein Handbuch (*guide pour l'animateur*). In drei Etappen soll die persönliche Lebens- und Glaubensgeschichte im Lichte der Bibel gedeutet und erschlossen werden: 1. Die Geschichte des Gottesvolkes, 2. Jesus verkündet das Reich Gottes und 3. Dem Ruf Christi folgen oder nicht - die Nachfolge Jesu.⁶ Die Equipe von Lyon sieht als letzte Etappe den Eintritt in eine Glaubensgemeinschaft vor.⁷ Hier wird eine andere Einteilung vorgenommen: Gott, Jesus Christus, Kirche und Glaubenspraxis (Gebet, Liturgie, Evangelium). Der Kurs dauert hier nur 12-18 Monate.

In Deutschland gibt es keine Pastoral der Neuanfängenden, wohl gibt es hier und da einzelne Initiativen, die aber nicht speziell auf diesen Personenkreis zugeschnitten sind, sondern diesen mit einbezieht. Dies gilt auch für den „Vallendarer Glaubenskurs“ für Erwachsene, der seit Mai 1992 angeboten wird.⁸ Er strebt eine Vertiefung der Beziehung zu Gott an und wendet sich sowohl an am Rande Stehende wie an regelmäßige Kirchenbesucher. Insofern deckt sich der Teilnehmerkreis nicht mit den *Recommençants*. Dies gilt auch für viele andere Aktivitäten, die von Pfarrgemeinden und Bildungshäusern unternommen werden. Die Neuanfängenden sind hier aber nicht als selbstständige Gruppe im Blickfeld. Für sie bedarf es spezieller Initiativen, die auf ihre Bedürfnisse und Wünsche zugeschnitten sind. Für sie fühlt sich in Deutschland jedoch keiner recht verantwortlich. Der Rückgriff auf das Katechumenat allein genügt nicht, darüber hinaus müssen eigene Wege beschritten werden.

Verschiedene katechetische Wege

Die Katechese mit den Neuanfängenden stellt aber nur ein Teilgebiet der Katechese dar, sie erfasst nicht alle möglichen Adressanten. Sie trägt aber zur Differenzierung des katechetischen Angebots dar, das nicht ausschließlich vom Katechumenat beherrscht sein darf. Andernfalls würden wir den Bedürfnissen der unterschiedlichen Personengruppen nicht gerecht. So nehmen die deutschen Bischöfe in ihrem Papier zur Katechese „verschiedene – vertraute und neue – Handlungsfelder der Katechese in den Blick.“ (Nr. 5) Die unterschiedliche Glaubenssituation der an der Katechese Beteiligten führt zu unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen (Nr. 5.1). Diese werden jedoch nur sehr allgemein beschrieben. Wesentlich konkreter sind die Ausführungen des französischen Religionspädagogen André Fossion, Präsident der Europäischen Arbeitsgemeinschaft für die Katechese.⁹ Das katechetische Programm muss seiner Überzeugung nach verschiedene Angebote unterbreiten, die besser den Bedingungen und Wünschen der Menschen entsprechen, unter denen sie wählen können, um zu einem reifen Glauben zu gelangen. Auch er unterscheidet zwischen einer Katechese für die Initiation (Katechumenat) und einer Katechese für diejenigen, die den Glauben auf eine neue, andere Weise entdecken wollen (Recommençants), fügt darüber hinaus noch eine Katechese für Getaufte hinzu, die nach einer Vertiefung ihres Glaubens verlangen. Die ersten beiden Formen der Katechese bilden immer noch eine Ausnahme, sie müssten aber zum Normalfall der Katechese werden. Dies gilt eher schon für die USA, wo im Jahre 2004 150.000 Jugendliche und Erwachsene in die katholische Kirche aufgenommen wurden! Weitere Aufteilungen beziehen sich auf Bibelkreise, Gesprächskreise über den Glauben und Liturgiekreise bis hin zu Kreisen, die mehr am konkreten Handeln in der Welt interessiert sind. Hier prägen Caritas bzw. Diakonie das katechetische Handeln. (vgl. Katechese in veränderter Zeit 4.5) Auch Organisationsformen führen

zu einer Unterteilung: Katechesen für Gleichaltrige und generationsübergreifender Art, für Klein- und Großgruppen, Gruppen von kürzerer und längerer Lebensdauer, auf lokaler oder regionaler Ebene. Dies alles kann eine Pfarrgemeinde allein nicht leisten, dazu bedarf es der Zusammenarbeit mit anderen Pfarreien, geistlichen Gemeinschaften und Bildungseinrichtungen.

So erweist sich der Blick über den religionspädagogisch-katechetischen Zaun des eigenen Landes als Horizont erweiternd und kann uns auf Leerstellen in unseren eigenen Reflexionen über katechetische Handlungsfelder angesichts einer veränderten gesellschaftlichen und kirchlichen Situation aufmerksam machen. Leider bildet die Sprachgrenze eine große Barriere, so dass die religionspädagogischen Veröffentlichungen auf beiden Seiten nicht zur Kenntnis genommen werden, das zeigt schon ein Blick in die Veröffentlichungsliste in beiden Ländern. Auf religionspädagogischen Kongressen in Frankreich und Deutschland fehlen weitgehend Vertreter des anderen Sprachraumes. In einem zusammenwachsenden Europa können wir uns solche Kommunikationsverweigerung eigentlich nicht mehr leisten. Hier bedarf es mehr sprachkundiger Brückenbauer.

Anmerkungen:

- ¹ Die deutschen Bischöfe: Katechese in veränderter Zeit, 22. Juni 2004 (Nr. 75). Bonn 2004. Vgl. auch: Lebendige Seelsorge Heft 1/2005 (56. Jahrgang) Katechese im Aufwind.
- ² Allgemeines Katechetisches Direktorium Nr. 90: „Darum ist es angebracht, die Elemente des Katechumenats, welche die heutige Katechese inspirieren sollen, und ihre Bedeutung hervorzuheben.“
- ³ B. Huebsch: La catéchèse de toute la communauté. Vers une catéchèse par tous, avec tous et pour tous. Bruxelles, Paris, Montréal 2005, 54–56.
- ⁴ Ebd. 96.
- ⁵ M.-L. Gondal: La voie du baptême. 1990; H. Bourgeois, Redécouvrir la foi. Les recommençants. 1993 ; ders. A l'appel des recommençants. Paris 2001.

- ⁶ Équipe de Diocèse de Lille: *Recommençants. Guide animateur*. Lille 2001.
- ⁷ Vgl. H. Bourgeois: *A l'appel des recommençants, Evaluations et propositions*, a.a.O.48.
- ⁸ Vgl. H. Lenz: *Das Feuer entfachen - 12 Jahre Erfahrung mit dem „Vallendarer Glaubenskurs“*, in: *Lebendige Seelsorge* Heft 1/2005 (56. Jg.) 23-28; ders.: *Für Erwachsene*, in: *Pbl* 12/2004, 367-373.
- ⁹ A. Fossion: *Vers des communautés catéchisées et catéchisantes. Une reconstruction de la catéchèse en un temps de crise*, dans: B. Huebsch: *La catéchèse de toute la communauté aaO.*, 101-115, hier 105f.

Manfred Gerwing

Profilbildung macht Schule

1. Auf der Suche nach dem Profil der Pfarrei

Das „Profil der Pfarrei entdecken“, so das Thema der Vollversammlung des Päpstlichen Rates für die Laien, Vatikan, im November letzten Jahres. Das Thema lässt aufhorchen: Das Profil der Pfarrei. Gibt es so etwas überhaupt? Und wenn „Ja“, wie sieht es aus? Jedenfalls sei es zu kurz gegriffen, wenn die Pfarrei nur oder gar in erster Linie als Struktur, als Territorium oder als eine Ansammlung von Gebäuden, etwa Kirche mit Pfarrbüro und Pfarrheim, gesehen werden. Die Pfarrei sei vielmehr, so der Laienrat, „die Familie Gottes, eine vom Geist der Einheit beseelte Gemeinschaft.“¹

Das Profil der Pfarrei. Es bedarf der Stärkung und der lebendigen Umsetzung. Geht es doch heute mehr denn je darum, innerhalb einer säkularen Gesellschaft Biotope christlich-katholischer Mentalitäten und Spiritualitäten zu schaffen, aus denen die einzelnen Gemeindemitglieder ihr Leben gestalten können: nicht nur sonntags, sondern auch alltags.

Der Glaube, der vom Hören kommt, vom Hören auf das Wort Christi,² will weitergegeben werden. Die Entdeckung, die Formulierung und die lebendige Gestaltung des jeweiligen Pfarrprofils kann bei diesem Glaubensvorgang hilfreich sein: Es vermag unterschiedliche spirituelle Kräfte freizusetzen, sie gleichzeitig zu bündeln und so dazu beizutragen, den Glauben insgesamt zu vertiefen und ihn vor Ort konzentriert weiterzugeben.

Das Pfarrprofil wirkt, richtig gegriffen und wahrgenommen, wiederum auf das konkrete Leben in der Pfarrei zurück, sie inspirierend und als eine Art Corporate identity formierend. Es stärkt genau jene unverzichtbaren spirituellen Ansätze in ihr, die den einzelnen dazu ermuntern, auch im Alltag aus dem Glauben zu leben und das Wort Gottes der Welt mitzuteilen.

Bei der Profilsuche und Profilpflege wie bei der Beantwortung der Frage nach der Wirkung eines Profils haben die katholischen Schulen in unserem Land inzwischen gute Erfahrungen gesammelt, Erfahrungen, die den Pfarreien Anregung geben und Mut machen können. Sind doch seit über zehn Jahren unsere Schulen intensiv dabei, ihr Profil zu stärken: durch kontinuierliche und gewissenhafte Arbeit am Ausbau eines spezifischen Schulprogramms und der permanenten Schulentwicklung.³ An diesem laufenden Prozess der Profilstärkung und Schulprogrammentwicklung wurde von vornherein darauf geachtet, möglichst viele Personen und Personengruppen zu beteiligen: die Schülerinnen und Schüler, die Lehrer und Lehrerinnen, die Eltern und Erziehungsberechtigten, den Schulleiter ebenso wie den Hausmeister und die Vertreter der jeweilige Kommune und der Pfarrei, in der die Schule sich befindet. Und der Erfolg gibt ihnen insgesamt Recht: Sie verzeichnen – entgegen den Trends in unseren Pfarreien – einen nach wie vor ungebrochenen Zulauf und erfreuen sich einer Nachfrage, die sie kaum bewältigen können.⁴

Zwei Schulprofile sollen im Folgenden kurz – exemplarisch und punktuell – vorgestellt werden: das eine ist das Profil eines bischöflichen Gymnasiums für Jungen und Mädchen, das andere das einer Realschule für Mädchen in Trägerschaft eines Säkularinstituts. Beide Schulen stammen aus jenem Bistum, das in diesem Jahr sein 1200-jähriges Bestehen feiert, dem Bistum Münster. Sie liegen also nicht auf dem Gebiet der Abonnenten dieser Zeitschrift. Das heißt nicht, als gäbe es hier keine vorbildlichen Schulen mit exemplarischem Schulprofil

und Schulprogramm. Das Gegenteil ist der Fall. Die Qual der Wahl mit ihren notwendigen Implikationen konnte aber so – durch Ausweichen auf Schulen einer anderen Diözese – entschärft werden.

2. Zum Schulprofil der Bischöflichen Canisiuschule in Ahaus

Das Profil der Bischöflichen Canisiuschule in Ahaus, eines derzeit von rund 900 Schülerinnen und Schülern besuchten dreizügigen Gymnasiums konzentriert sich auf eine Person: auf Petrus Canisius. Dieser erste Jesuit deutscher Zunge war von Anfang an, seit der Gründung durch die „Schwestern der christlichen Schulen von der Barmherzigkeit“ im Jahre 1897, der Schutzpatron der zunächst als „höhere Mädchenschule“ konzipierten Einrichtung.⁵ Die Wahl dieses heiligen Kirchenlehrers, des so genannten „zweiten Apostels Deutschlands“, hat inzwischen programmatische Bedeutung gewonnen.⁶ So heißt es im das Schulprogramm der genannten Schule in nuce zusammenfassenden „Schulprofil“, und zwar gleich im ersten Satz: *„Das Profil unserer Schule findet seinen plastischen Ausdruck in der von H. Schürk-Frisch geschaffenen Bronzestatue des Namenspatrons unseres Gymnasiums: des heiligen Petrus Canisius (1521 – 1597).“*⁷

Die Plastik befindet sich am Eingang zur Schulaula. Erinnert wird also an die Welt des Petrus Canisius: Es war die Zeit der Reformation bzw. Gegenreformation. Die Zerrissenheit der damaligen Welt brachte Canisius dazu, den europäischen Raum mehrfach zu durchqueren. Seine Wege sind inzwischen computergrafisch festgehalten: Sie führten ihn von Arnheim über Bologna und Rom nach Messina, von Rom über Passau nach Wien und zurück über Eichstätt nach Bern und Stäffis. In einer Zeit des Grobianismus und der gegenseitigen Polemik ging es Canisius darum, das Herrenwort einzulösen und sich beharrlich für Frieden und Einheit einzusetzen; und zwar durch Gebet und Gespräch, Katechese und Predigt, Erziehung und Bildung.⁸

„Wie dieser Kirchenlehrer so sind auch wir davon überzeugt, dass es notwendig ist, eine glaubensstarke, verantwortungsbewusste neue Generation heranzubilden, die den vielfältigen Herausforderungen der Zukunft in Kirche und Gesellschaft gewachsen ist. Dabei orientieren wir uns an dem christlichen Gottesverständnis, das Petrus Canisius in dem Satz: Deus semper maior (Gott ist stets größer) treffend ausgedrückt fand. Dieses Verständnis führte ihn zu einer Vertrautheit mit Gott, aus der er sein gesamtes Leben gestaltete. So konnte er ‚Gott in allen Dingen finden‘, sich ‚in Gott freuen‘ und wusste doch zwischen den Dingen dieser Welt, der Schöpfung und dem Schöpfer-Gott zu unterscheiden. Diese kritische Unterscheidungsfähigkeit ist auch unserer Schule wichtig.“⁹

Die personale Dimension des Schulprofils wird konkretisiert und zielperspektivisch – im Blick auf die Schule – aktualisiert und deutlich genug artikuliert. Maßstab des Denkens und Handelns ist nichts Geschaffenes, sondern der Schöpfer-Gott selbst. Gott aber ist, wie mit Petrus Canisius bekannt wird, der „deus semper maior“, der Gott also, der größer ist als all das, was uns hier und dort, dann und wann begegnet, größer als alles, was geschaffen ist, größer auch als all unser Denken.¹⁰ Gott darf also nicht mit der Weltwirklichkeit verwechselt, wohl aber „in allem“ gefunden werden. Die Betonung der Transzendenz wie der Immanenz Gottes zeitigt wiederum Folgen, die der Canisius-schule wichtig sind:

„Auch heute geht es darum, die vielfältigen ‚Götter‘ in unserer Gesellschaft zu entlarven und vor allem Einspruch gegen die Götzen des Reichtums, des Genusses und der Macht zu erheben. Christsein besteht nach Petrus Canisius darin, nicht Gottes Liebe erringen zu müssen, sondern von ihr auszugehen, sich an ihr zu erfreuen und sie dankbar weiterzugeben: ...ut omnes unum sint (damit alle eins seien), wie er mit Joh 17,21 formulieren konnte. Diesem christlichen Selbstverständnis weiß sich unsere Schule in Unterricht und Erziehung verpflichtet.“¹¹

Die „Götter“ in unserer Gesellschaft können durch die getroffene Differenzierung zwischen Schöpfer-Gott und Schöpfung entlarvt und in der Nachfolge Jesu spirituell überwunden werden, vor allem dank der traditionell so genannten drei „evangelischen Räte“: Armut, Keuschheit, Gehorsam.¹² Ignatius von Loyola sieht in ihnen keine Besonderheit für einige Auserwählte innerhalb der Kirche, sondern sucht sie in seinen Exerzitien als generelle Grundhaltungen des Christseins geltend zu machen.¹³ Zum Christsein gehört es, zumindest „geistlich“ arm zu sein, d. h. sich innerlich nicht abhängig zu machen vom Haben und Besitzen, sondern gegen die vielfältig drapierten „Götzen des Reichtums“ in unserer Gesellschaft zu protestieren, ebenso – dank der geistlichen Haltung der Keuschheit – gegen den des Genusses und – durch die geistliche Haltung des Hörens, des „Gehorsams“ – gegen den der Macht.

Mit Recht wird gerade an dieser zentralen Stelle im Schulprofil klargestellt: Christsein bedeutet nicht, Gottes Liebe erringen zu müssen, sondern von ihr ausgehen zu dürfen. Trinitätstheologisch formuliert: Christinnen und Christen wissen sich im Glauben aufgenommen in die Liebe zwischen Vater und Sohn, die der Heilige Geist ist. Gerade darin bestehe ja die „Gesellschaft Jesu“: vom Vater an die Seite des Sohnes gestellt worden zu sein und von ihm mit jener Liebe geliebt zu werden, mit der er seinen Sohn liebt.¹⁴ „Gesellschaft Jesu“ ist also nicht nur der offizielle Name des Jesuitenordens, sondern zugleich Bezeichnung für das Christsein selbst. Die Liebe Gottes, in die sich der Christ aufgenommen und geborgen weiß, gilt der ganzen Welt. Aus dieser im Glauben erkannten Liebe gestalten Christen ihr Leben und schöpfen sie ihre Freude. Wovon aber das Herz voll ist, da läuft, wie das Sprichwort sagt und die Beobachtung bestätigt, der Mund über. So sucht auch die Canisius-schule diese Liebe nicht nur für sich zu behalten, sondern sie anderen weiterzugeben, in Wort und Tat. Die Canisius-schule weiß sich – laut Schulprofil – „in Unterricht und Erziehung“ der Zivilisation der Liebe verpflichtet: *„Insofern gilt es, den Bildungs-*

prozess der Schülerinnen und Schüler nicht nur in seiner fachlichen und personalen, sondern auch in seiner sozialen und transzendenten Dimension zu fördern. So suchen wir, ‚Ehrfurcht vor Gott, Achtung vor der Würde des Menschen und Bereitschaft zum sozialen Handeln zu wecken‘, was nach Artikel 7 der Verfassung für das Land Nordrhein-Westfalen das ‚vornehmste Ziel der Erziehung‘ ist.“

Mit diesem Schlusssatz des Schulprofils wird daran erinnert, wozu Schulen in NRW, ob staatlich oder „in freier Trägerschaft“, verpflichtet sind: die Schülerinnen und Schüler nicht zu Egomaneen oder reinen Individualisten, sondern zu freien Persönlichkeiten zu erziehen, die sich für andere einsetzen, auch dafür, dass unsere Gesellschaft nicht zur Massengesellschaft verkommt, sondern immer mehr *communio*, Gemeinschaft, wird: Gemeinschaft der Menschen untereinander und mit Gott.

Durch den ausdrücklichen Gottesbezug unterstreicht NRW das Bewusstsein, dass der Staat seine eigenen Grundlagen nicht selbst herstellen und garantieren kann. In den Schulen unseres Landes darf nicht nur, sondern muss ausdrücklich von Gott die Rede sein; denn die Ehrfrucht vor Gott gehört zu den vornehmsten Zielen der Erziehung. Die Canisius-Schule in Ahaus greift diese Verpflichtung auf, ruft sie kritisch in Erinnerung und sucht sich selbst diesem Anspruch zu stellen.

Entsprechend dem christlichen Verständnis, nachdem es keinen anderen sinnvollen Gottesbezug gibt als den des Glaubens, weiß sich die Schule, wie es ausdrücklich heißt, *„in besonderer Weise dem christlichen Glauben verpflichtet. Dieser Glaube bezieht sich auf das ‚Wort Gottes‘. Es ist in Jesus Christus Mensch geworden und verkündet uns eine den Tod überdauernde Gemeinschaft mit Gott. Glauben im christlichen Sinne bedeutet, sich so in der Liebe Gottes geborgen zu wissen, dass man nicht mehr aus der Angst um sich selbst lebt, sondern sich für das Wohl der Menschen zu engagie-*

ren und sich besonders mit den Schwachen zu solidarisieren sucht. Die christliche Botschaft will den Menschen zu wahrer Menschlichkeit befreien.

*Jedes verkürzte und verformte Verständnis der menschlichen Person, des Abbilds Gottes, lehnen wir ab. Auf der Basis des christlichen Glaubens wollen wir unseren Schülerinnen und Schülern helfen, zu Frauen und Männern heranzuwachsen, die ausgerüstet mit hohem Sach- und Fachwissen, gewissenhaft und so ein- wie feinfühlig Verantwortung in Kirche und Gesellschaft übernehmen und den vielfältigen Herausforderungen der Zukunft gewachsen sind“.*¹⁵

Die religiöse Grundausrichtung der Pädagogik wird auch im Schulprofil der katholischen Realschule für Mädchen in Borken betont.

3. Zum Schulprofil der Schönstätter Marienschule

Das Schulprofil der Schönstätter Marienschule ist das einer ebenfalls staatlich anerkannten Schule, genauer einer privaten und freien Realschule für Mädchen. Gegründet wurde die Schule 1953 in Borken, einer Kreisstadt im westlichen Münsterland, und zwar vom Provinzialat der Schönstätter Marienschwestern. Rund 570 Schülerinnen werden zurzeit unterrichtet. Die Gemeinschaft der Schönstätter Marienschwestern ist ein Säkularinstitut der katholischen Kirche und gehört zur internationalen Schönstattbewegung, die 1914 von Pater Josef Kentenich (1885 – 1968) in Schönstatt bei Valendar am Rhein gegründet wurde.¹⁶

Gleich zu Beginn des Schulprofils heißt es: *„Im Pluralismus der Weltanschauungen unserer Zeit ist die Schönstätter Marienschule ein Angebot an Schülerinnen und ihre Eltern, die eine Schule mit christlichen Bildungs- und Erziehungszielen suchen. Als Schule in freier katholischer Trägerschaft legen wir Wert auf die religiöse Grundausrichtung unserer Pädagogik.“*¹⁷

Während allerdings die Canisiusschule in Ahaus, wie dargelegt, deutlich auf die jesuitisch-canisianische Pädagogik rekurriert,¹⁸ orientiert sich die Schönstätter Marienschule klarerweise an den Erziehungsprinzipien Josef Kentenichs. *„Dem Auftrag des Gründers, Pater Josef Kentenich, entsprechend liegt der pädagogische Schwerpunkt auf der Formung freier, selbstständiger und entscheidungsfähiger christlicher Persönlichkeiten, die ihre Individualität entfalten können.“*¹⁹

Diese sucht sie schulpädagogisch und im konkreten Blick auf die Schulgemeinschaft vor Ort umzusetzen. Dabei werden konkret „fünf pädagogische Leitlinien“ genannt: Vertrauens-, Ideal-, Bündnis-, Bindungs- und Bewegungspädagogik.

„Vertrauenspädagogik kennzeichnet die Bereitschaft, sich auf den anderen einzulassen. In einem Klima gegenseitigen Vertrauens und des Respekts vor der Würde des anderen können tragfähige Bindungen wachsen und Schülerinnen sich mit ihren Bedürfnissen und Problemen auch in der Schule geborgen fühlen.

Die Idealpädagogik macht bewusst, dass jeder Mensch von Gott gewollt und bejaht ist. Auf Gott gerichtete Leitbilder, die dieses Angenommensein ausdrücken, können dem Einzelnen helfen, sich in vielen Lebensphasen zurechtzufinden und sich selbst zu verwirklichen. Im Sinne dieser Selbstentwicklung bietet die Auseinandersetzung mit Vorbildern und Idealen im Jugendalter eine wertvolle Orientierung.

Die Bündnispädagogik betont die Bereitschaft des Menschen zu einer besonderen Beziehung zu Gott. Menschen, die sich auf einen Bund mit Gott einlassen, finden aus diesem Glauben heraus persönliche Antworten auf die Frage nach dem Sinn ihres Lebens und Kraft zur Bewältigung ihrer Probleme.

Die Bindungspädagogik hebt die Bedeutung des konkreten Umfelds der jungen Menschen hervor. Die Bindung an Personen, Orte und kulturelle Werte können ein

Gefühl von Halt und Sicherheit geben. Dies findet Ausdruck in der Förderung einer guten Klassen- und Schulgemeinschaft und in der gemeinsamen Gestaltung des Lebensraums ‚Schule‘.

*Die Bewegungspädagogik geht davon aus, dass Persönlichkeitsentwicklung ein lebendiger Prozess ist. Dies erfordert vom Erzieher bzw. von der Erzieherin eine besondere Sensibilität für die Einschätzung der jeweiligen Lern- und Lebenssituation der Schülerinnen. Unter Berücksichtigung persönlicher Gegebenheiten und Veränderungen sollen die jungen Menschen zur individuellen Entwicklung ermutigt werden.“*²⁰

Es wird deutlich: Diese „fünf pädagogischen Leitsterne“ dürfen nicht als sukzessiv abzuarbeitende und additiv anzuwendende pädagogische Maßnahmen verstanden werden. Vielmehr greifen sie ineinander und sind ständig miteinander verknüpft. Maßstab ist das christliche Menschenverständnis, das sich in der Person der Gottesmutter zentriert. So heißt es im Schulprofil ausdrücklich:

*„Marienschule bedeutet für uns, in Maria die Frau zu sehen, durch die Gott in der Welt konkret wurde. Auch heute wirkt Gott durch das Denken und Handeln der Menschen. Im Leben und Lernen an unserer Schule soll deutlich werden, dass wir uns wie Maria auf Gott einlassen und mit der Orientierung auf Christus unser Leben gestalten. Die Schülerinnen hören von Maria als Mutter und Schwester im Glauben, die den Menschen in der Bewältigung des Alltags und in Lebenskrisen zur Seite steht.“*²¹

Die Idealpädagogik der Borkener Marienschule geht anthropologisch davon aus, dass jeder einzelne Mensch und wir alles zusammen von Ewigkeit her von Gott gedacht und schließlich – zu einem bestimmten Zeitpunkt – ins Dasein geliebt worden sind. Der Mensch soll in seinem Dasein und Sosein (existentia) diesem göttlichen Entwurf (essentia) möglichst entsprechen. Da Gott den Menschen aber als freies Wesen

erschaffen hat, vermag sich der Mensch auch gegen sein Wesen zu entscheiden und sich seinem Lebensideal zu versagen. Dieses jedem einzelnen Menschen zugesagte Lebensideal ist, wie der Gründer Schönstatts formulierte, das Persönliche Ideal.²² Es ist die Uridee, der Plan, das Konzept Gottes von jedem Menschen. Romano Guardini spricht vom persönlichen Wort, mit dem Gott jeden einzelnen Menschen anspricht, von einem Wort also, das genau auf ihn und nur auf ihn zutrifft.²³ Biblisch gesprochen, ist es der „Name“, bei dem Gott jeden von uns persönlich ruft (Jes 43,1). „Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll, solange er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll“, wie Pater Kantenich mit dem Dichter Friedrich Rückert (1788 – 1866) formulieren konnte.²⁴

Was bedeutet das für die Lehrerinnen und Lehrer an dieser Schule? Es bedeutet z. B., dass sie immer wieder neu hinschauen und sich fragen müssen: Mit wem hab' ich es hier zu tun? Was sind die Begabungen des Kindes, was seine Fähigkeiten? Wie kann ich helfen, dass sich diese Fähigkeiten dieser konkreten Schülerin entwickeln? Wir können uns die Kinder nicht nach unseren Vorstellungen „bilden“. So wie Gott sie uns gab, so müssen wir sie annehmen, fordern und fördern. Einen programmierten Unterricht kann es unter diesen Bedingungen nicht geben. Jede Schülerin ist anders, einzigartig und einmalig. Jede Schülerin bedarf deswegen auch der einzigartigen und einmaligen Förderung. Letztlich geht es darum, den Schülerinnen zu helfen, dass sie selbst ihr Persönliches Ideal immer deutlicher wahrnehmen und ausprägen; dass sie sensibel und aufmerksam werden für den Zuspruch Gottes im eigenen Herzen. Wir erkennen die Person gerade in ihrem Geheimnischarakter, ihrer Unergründlichkeit und ihrer rätselhaften Unerschöpflichkeit erst dann, wenn wir dieses Geheimnis zu erspüren, nachzutasten, zu artikulieren und zu leben versuchen. Es geht also um mehr als nur um Selbstverwirklichung. Das Selbst soll erkannt und anerkannt werden, aber als das, was es im Grunde ist: nichts Selbstgemachtes, sondern ein

Gottgeschenktes, das es immer mehr zu entdecken und zu entfalten gilt. Die Erziehung zur Transzendenz lässt nicht nur die eigene Beziehung zu einem Anderen erkennen, eine Beziehung, in der die eigene Freiheit gründet. Vielmehr hilft sie, das eigene Selbst zu transzendieren und staunend zu gewahren, dass das Selbst wahrhaftig im Angesicht Gottes existiert. Gerade in der Transparenz des Subjekts für das Göttliche kommt die eigentliche Würde und Größe des Menschen in Sicht.²⁵

Doch dieser Transzendierungsprozess kommt nicht durch bequemes Beharren bei sich und permanentes Kreisen um sich selbst in Gang, sondern nur im Blick auf Gott und den Nächsten.

Das ist der Grund, warum die Borkener Marienschule die Schülerinnen dazu anregt, auch so genannte „Klassenideale“ zu suchen, sie zu formulieren und in einem Symbol zum Ausdruck zu bringen. Die Schülerinnen sollen dazu ermuntert werden, nicht nur auf sich, sondern auch auf den anderen, die Mitschülerin und die Mitschülerinnen zu sehen, auch deren Stärken und Begabungen wahrzunehmen und positiv zu werten. Das Klassenideal steht also im Dienste der Persönlichkeitsbildung; denn das individuelle Selbst entsteht nur auf dem sozialen Weg der Entäußerung und kann sich auch nur im Netzwerk intakter Anerkennungsverhältnisse stabilisieren.

Trotz des Versagens, das auch beim Namen genannt werden muss und ohne, theologisch gesprochen, die erbsündliche Belastung zu übersehen, gilt es, an das Gute im Menschen zu glauben. Solch eine Pädagogik setzt akzentmäßig nicht so sehr auf Verbote und Gebote, sondern auf die „magnanimitas“, die Hochherzigkeit, der Schülerinnen. Das heißt nicht, dass die Marienschule auf Regeln verzichtet. Das heißt aber, dass sie nicht auf Regeln setzt und dort schon gar nicht pädagogisch ansetzt. Die Gesetzespädagogik ist in die Vertrauenspädagogik eingeordnet. Jene ist

dieser untergeordnet. Ein Erziehungsprozess braucht notwendig den Raum des Vertrauens.

„Auf der Grundlage dieser Leitideen ist das Ziel der Erziehung an unserer Schule, jungen Menschen zu helfen, sich in Freiheit in das Beziehungsgeflecht von Familie, Kirche und Gesellschaft einzubinden und diese Lebensräume verantwortlich mitzugestalten. Christliche Werthaltungen finden ihren Ausdruck im Religionsunterricht und in anderen Unterrichtsfächern. Im gemeinsamen Gebet und Gottesdienst kann die Nähe zu Gott und die Gemeinschaft im Glauben erlebt werden.“²⁶

4. Vergleiche

Unterschiedliche Schulen, unterschiedliche Profile und Programme: Ein bischöfliches Gymnasium für Mädchen und Jungen die eine; eine Mädchenrealschule in Trägerschaft eines Säkularinstituts die andere. Beide katholisch, beide staatlich anerkannt. Die eine Schule eher jesuitisch, die andere schönstättisch geprägt. Beide mit einer akzentuiert religiös-christlichen Grundausrichtung und orientiert an konkreten Personen: an Petrus Canisius die eine, an Maria, der Mutter des Herrn, die andere. Beide begründen ihre Ziele, reflektieren ihr schulpädagogisches Handeln und verpflichten sich zu regelmäßiger Evaluation und planmäßiger Entwicklung.²⁷ Es geht ihnen um die Verknüpfung von religiös-sittlich-sozialer Erziehung, näherhin um die Verbindung von Glaubensleben im Sinne der christlichen Botschaft, mit dem, was gemeinhin Schulung genannt wird: mit der Vermittlung von Wissen, Kenntnissen und Fertigkeiten unterschiedlichster Art.

Eine Pfarrei ist keine Schule. Und doch bedarf die eine wie die andere des Profils. Die Pfarrei dürfte überdies als „Familie Gottes“ bei der Profilbildung aus sakramental-gnadenhaften Quellen schöpfen. Sakramente, richtig verstanden, widersprechen einer

ich-schwachen Konsummentalität. Sie fordern die Glaubenden zur existentiell gelebten Antwort heraus, sind also immer auch Verpflichtung und Sendung. Was spricht dagegen, die spezifische Sendung einer Pfarrei ins Wort zu fassen und damit ins Bewusstsein zu heben? Bei der Frage, wie das zu bewerkstelligen sei, könnten sich die Pfarreien von den benachbarten katholischen Schulen beraten lassen. Überhaupt ist eine engere Kooperation von Schule und Pfarrei überfällig.

Wer indes meint, formulierte Profile und Programme sind nur Worte auf Papier und haben keine Bedeutung für das konkrete Leben, weiß nicht, wovon die Rede ist. Es ist wie mit der „geschriebenen Verfassung“ eines Staatswesens: Sie beeinflusst das Bewusstsein der Menschen, die so genannte „Bewusstseinsverfassung“, und wirkt damit wiederum ein auf die tatsächlich gelebte „Gesellschaftsverfassung“. Dort, wo die Menschen einander achten und ehren („Bewusstseinsverfassung“), wird die tatsächlich gelebte „Gesellschaftsverfassung“ nicht der Bürgerkrieg und das Chaos, sondern der möglichst friedliche Handel und Wandel in Recht und Gerechtigkeit mit- und untereinander sein. Die „geschriebene Verfassung“ dient diesem Ziel. Sie will die Bedingungen für eine gelingende „Gesellschaftsverfassung“ benennen, diese ins Bewusstsein aller Beteiligten („Bewusstseinsverfassung“) heben und so das Gelingen des Zusammenlebens voranbringen. Nicht von ungefähr sprechen Verfassungsrechtler von einem Regelkreis zwischen Bewusstseinsverfassung, Gesellschaftsverfassung und geschriebener Verfassung.²⁸

Bei der Profilbildung geht es um mehr als nur um eine „Verfassung“. Es geht um Sendung im theologischen Sinn des Wortes, darum auch, den Prozess der fortschreitenden Transzendierung Gottes in ein letztlich deistisches Gottesverständnis aufzuhalten und umzukehren. Unsere Pfarreien dürfen sich im Glauben von Gott angesprochen und in Anspruch genommen wissen. Sie tra-

gen einen Namen. Sich dessen immer wieder bewusst zu werden und die entsprechende Antwort auf sein Wort zu finden, verdient alle Acht- und Aufmerksamkeit.

Anmerkungen:

- ¹ Dazu Johannes Paul II., Papst: Ansprache an die Teilnehmer der Vollversammlung des Päpstlichen Rates für die Laien vom 25. November 2004. http://www.vatican.va/holy_father_john_paul_ii/speeches/2004/november/documents/hf_jp-ii_spe_20041125_pc-laici_ge.html.
- ² Röm 10,17.
- ³ Dazu vgl. NRW Schulmitwirkungsgesetz § 5 Abs. 2 Nr. 21; Schulverwaltungsgesetz § 5 c; Runderlass vom 29.4.2003 (BASS 14–23 Nr. 1); Schulgesetz in NRW vom 27.1.2005 § 3 Abs. 2.
- ⁴ Handbuch freier Schulen. Hg. von der Arbeitsgemeinschaft Freier Schulen. Hamburg 1999, 545. Die katholischen Schulen in NRW können zunehmend wegen Kapazitätsmangels nur eine begrenzte Zahl derer annehmen, die aufgenommen werden wollen. Joachim Dikow: Katholische Schulen in freier Trägerschaft. In: Engagement. Zeitschrift für Erziehung und Schule Heft 1 (2004), bes. 14 (Tabelle) und 34f.
- ⁵ Es handelt sich um die „Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel“, die bis zum Jahr 2003 die Schulleitung stellten. SMMP/Jean Puyo/Riehl/Jean-Paul: Ein langer Weg unter Gottes Führung. Die heilige Maria Magdalena Postel. Bestwig/Rameau/Sadifa 1987.
- ⁶ Heinrich Eichhorn: Petrus Canisius (1521–1597), in: Canisiusstift, Canisiussschule. 100 Jahre kirchliche Schulen in Ahaus 1897–1997. Ahaus 1997, 25–34, Abbildung mit Erklärung der Bronzeplastik bes. 25. Petrus Canisius. Reformator der Kirche. Festschrift zum 400. Todestag. Hg. von Julius Oswald SJ/Peter Rummel. Augsburg 1996.
- ⁷ Bischöfliche Canisiussschule Ahaus: Schulprogramm. I: Schulprofil 2 (Stand Oktober 2004): <http://www.canisiussschule-ahaus.de/systemseitenid,37/>.
- ⁸ Julius Oswald: Petrus Canisius – ein Lebensbild, in: Petrus Canisius. Reformator der Kirche. Festschrift zum 400. Todestag. Hg. von dems. und Peter Rummel. Augsburg 1996, 21–38, Itinerar: 33.
- ⁹ Canisiussschule 2004, 2.
- ¹⁰ Vgl. Anselm von Canterbury: Proslogion 5 und 12.
- ¹¹ Canisiussschule 2004, 2.
- ¹² Josef Sudbrack: Das Charisma der Nachfolge. Würzburg 1994, 54 – 71.
- ¹³ Ignatius von Loyola: Geistliche Übungen. Nr. 98.

- ¹⁴ Vgl. dazu den Kommentar des Ignatius von Loyola zu der ihm in der Kapelle von La Storta kurz vor Rom geschenkten Vision: „Der Vater“ habe „ihn zu seinem Sohn gestellt“. Ignatius von Loyola: Bericht des Pilgers. Würzburg 1998, 96 (=Ignatius von Loyola. Deutsche Werkausgabe Bd. 2).
- ¹⁵ Canisiussschule 2004, 3.
- ¹⁶ Maria Pia Buesge: Säkularinstitut der Schönstätter Marienschwestern. In: Schönstatt-Lexikon. Hg. vom Internationale Joseph-Kentenich-Institut für Forschung und Lehre. Vallendar ²2001, 335–338 (mit Lit.).
- ¹⁷ Schulprofil der Schönstätter Marienschule in Borken. In: Schönstätter Marienschule Borken. 50 Jahre. Hg. von Schönstätter Marienschule Borken 2003, 46–47.
- ¹⁸ Ignatius von Loyola und die Pädagogik der Jesuiten. Ein Modell für Schule und Persönlichkeitsbildung. Hg. von Rüdiger Funiok und Harald Schöndorf. Donauwörth 2000, bes. 9–17 und „die Ansätze für die Praxis“, 230–247.
- ¹⁹ Schulprofil 2003, 46. Zur Pädagogik Josef Kentenichs Dorothea M. Schlickmann: Die Idee von der wahren Freiheit. Eine Studie zur Pädagogik Pater Josef Kentenichs. Vallendar 1995, 403–425. Aus theologisch-systematischer Sicht Lothar Penners: Eine Pädagogik des Katholischen. Vallendar 1983, 91–126.
- ²⁰ Schulprofil 2003, 46.
- ²¹ Schulprofil 2003, 47.
- ²² Josef Kentenich: Ethos und Ideal in der Erziehung. Wege zur Persönlichkeitsbildung. Vallendar 1972, 182–200. Penners 1983, 94–101. Schlickmann 1995, 29f. (mit Lit.).
- ²³ Maria Pelz: Wege des Lebens. Eine Untersuchung zum personalen Grundansatz der Ethik bei Romano Guardini. Berlin/Bern/New York u. a. 1998, 176–181.
- ²⁴ Kentenich 1972, 187.
- ²⁵ Manfred Gerwing: Der Mensch – ein Geschöpf Gottes? Zum christlichen Menschenverständnis. In: Person, Menschenwürde, Menschenrechte im Disput. Hg. von Manfred Nicht und Armin Wildfeuer. Gewidmet Bischof Dr. Hubert Luthe zum 75. Geburtstag. Münster/Hamburg/London 2002, 155–174 (= Arbeitsbücher für Schule und Bildungsarbeit Bd. 5)
- ²⁶ Schulprofil 2003, 47.
- ²⁷ Canisiussschule 2004, 29 f.
- ²⁸ Dieter Suhr: Bewusstseinsverfassung und Gesellschaftsverfassung. Berlin 1975. Dazu im Blick auf die Satzungen der Jesuiten Peter Knauer: Die Satzungen der Gesellschaft Jesu. In: Ignatius von Loyola und die Gesellschaft Jesu. 1491 – 1556. Hg. von Andreas Falkner und Paul Imhof. Würzburg 1990, 379–384, bes. 379.

Literaturdienst

**Erzbistum Köln, Hauptabteilung Seelsorge (Hg.):
Mit Kindern den Glauben feiern. Eine Gestaltungshilfe. Köln 2005. 32 S.**

Das Autorenteam um die Arbeitskreisleiterin Eva Maria Will bietet mit dieser Veröffentlichung weder ein von den Praktiker(inne)n u.U. beiseite gelegtes umfangreiches theologisch-theoretisches Grundlagenwerk, noch eine weitere Sammelmappe mit mehr oder weniger ausgearbeiteten Modellen für Gottesdienste mit Kindern, sondern eher einen äußerst hilfreichen Leitfaden für die konkrete Gottesdienstvorbereitung so wie ein Kompendium der Aspekte, die es dabei zu beachten gilt.

Vorangestellt ist eine kleine religiöse Entwicklungspsychologie des Kindes sowie eine Wahrnehmung des Fragens nach Gott in den heutigen sozio-kulturellen Gegebenheiten. Die sich anschließenden Maximen (9) beziehen eindeutige Positionen: gegen die landläufige Medienhypertrophie plädiert das Team für Stille und Zurückhaltung im Medieneinsatz; die Hinführung zum Mysterium muss die sinnliche Dimension mit einbeziehen; das Ritual ist Hilfe, den Gottesdienst als Ort der Gotteserfahrung (und nicht etwas als bloßen Rahmen für die Katechese) zu erleben; die Vorbereitenden schließlich sollen glaubwürdige Vorbilder sein, deren eigene Vorbereitung Vorrang hat vor der Suche nach Gestaltungsmitteln. Die folgenden „Grundlagen“ der Gestaltung nehmen die zu beachtenden Prinzipien in den Blick, wenn die Kinder zu ihrem Recht kommen sollen, ohne den Rest der Gemeinde auszublenden oder eine Gottesdienstfeier zu kreieren, die mit der üblichen Sonntagsmessfeier nicht mehr kompatibel ist. Orientierung bieten einerseits das Direktorium für Kindermessen, andererseits immer wieder hilfreiche konkrete Hinweise auf das, was in der Praxis schnell übersehen wird und dann zu Frustrationen bei Kindern oder Erwachsenen führt. Diese Praxishinweise sind durch Rahmung herausgehoben. Die Ausführungen münden in zehn zusammenfassende Thesen (28), die als Grundlegung und Orientierung dem Heft bereits vorange-

stellt worden waren (2). Aus ihnen sei besonderes die dritte These hervorgehoben: „Gottesdienst ist Feier“. Der selbstverständlich klingende Satz erhält seine praxisrelevante Zuspitzung durch die Erklärung: „Feiern kann man nicht ein ‚Thema‘, aber einen Anlass.“ Damit wird deutlich Abstand genommen von dem Vorgehen, ein Thema für einen Gottesdienst zu suchen, um drum herum liturgische Elemente zu basteln. Der Anlass kann vom Kirchenjahr bestimmt sein oder z.B. durch die Taufe eines Kindes, muss aber auf jeden Fall berücksichtigen: „Gottesdienst ist Ort der Gottesbegegnung“ (These 1). Diesem Ansatz, der den Schrifttexten höchsten Rang zukommen lässt, korrespondiert die Schlussthese, dass Gottesdienstvorbereitung ein geistliches Geschehen ist. Ihm ist eine ganze Seite der Arbeitshilfe (26) gewidmet. Schließlich sei noch besonders These 8 betont „Nur was verstanden wird, kann mit vollzogen werden.“ Wenn man einmal darauf achtet, welche Formulierungen Kindern als vorzutragenden Fürbittern zugebetet werden und das u.U. ohne jede Vorbereitung, weil der Zettel erst kurz vor Messbeginn ausgeteilt wurde, weiß, was, hier u. a gemeint ist.

Eine umfangreiche Literatur- und Materialliste beschließt diese Gestaltungshilfe, die in jeden Vorbereitungskreis für Gottesdienste mit Kindern gehört. Dabei kann die Auflistung der Vorbereitungsschritte (27), ein Highlight der Veröffentlichung, für die Neueinsteiger als Impulsgeber, für „Profis“ als Checkliste verwendet werden.

Gunther Fleischer

Kostenlos erhältlich bei:

Erzbistum Köln - Hauptabteilung Seelsorge, 50606 Köln, Fax 02 21/16 42-13 70, E-Mail: seelsorge@erzbistum-koeln.de Download: www.erzbistum-koeln.de → Seelsorge → Mit Kopf, Herz, Hand → Gottesdienst/Liturgie

Harald Wagner: Dogmatik. Kohlhammer, Stuttgart 2003 (Kohlhammer Studienbücher Theologie Band 18), 567 S.; 30,00 EUR.

Auch der Praktiker in der Verkündigung, in der Erwachsenenbildung, und in der selbstständigen Weiterbildung ist angewiesen auf hilfreiche und systematische Glaubensinterpretation, auf verlässliche und planvolle Durchsicht der überkommenen Glaubenstradition. Kann man das weite Feld der Dogmatik noch überblicken und für andere begehbar machen? Kann man wirksam dem gängigen Vorurteil entgegenarbeiten, Dogmatik sei ein hermetisch abgeschlossener Raum, ein lebloses Lehrhaus von Lehrsätzen? Gelingt die Transformation der Erfahrungen, die Menschen mit Jesus Christus gemacht haben, in die Gegenwart? Wird deutlich, dass die Dogmen dem Glaubenden helfen, sein Credo zu Gott feiernd zu bekennen und sein Leben vor Gott zu bestehen? Die geistliche Seite der Dogmatik, den Einzelnen und die Gemeinde in die staunende Anbetung zu bewegen, will Harald Wagner mit seiner 2003 erschienenen „Dogmatik“ berücksichtigen. Mit seinem 567 Seiten starken Buch legt der Münsteraner Dogmatiker in der Reihe *Studienbücher Theologie* ein „Lese- und Lernbuch“ gegenwärtiger katholischer Dogmatik vor; also ein dogmatischer Entwurf aus *einer* Hand; dem Kompendium ist die bestandene Feuerprobe an Studierenden der Münsteraner Fakultät – ein deutlicher Erfahrungsbezug und didaktisches Geschick – wohlthuend anzumerken: biblisch fundiert, dogmengeschichtlich die „Denkform“ und Kontext des dogmatischen Ausdrucks berücksichtigend, anthropologisch zugespißt, ökumenisch geweitet. Die soteriologische Relevanz des Dogmas, Gottes unüberbietbare heilsgeschichtliche Zuwendung zum Menschen zu bezeugen, wird deutlich herausgestellt. Auch in unserem Nachdenken der Heilstaten Gottes fallen wir nicht aus dem Geheimnis heraus, das uns zu denken gibt. Trotz der unverwechselbaren Handschrift des Autors will das Studienbuch keine vollständig neuen Ansätze und eigene Forschungsergebnisse veröffentlichen. Wagner bietet einen „knappen“ Leitfadens; nach einer allgemeinen Einführung eine *Durchsicht* durch die gegenwärtigen klassischen Traktate: neun Hauptthemen der katholischen Dogmatik Er schreibt „Dogmatik aus den Inspirationen des Konzils“, eine „kommunionale Dogmatik“. Dogmatik wird in der Kirche als „Verstehens- und Verständigungsgemeinschaft“ (109) gelehrt. Die Ekklesiologie ist der erste behandelte Traktat. Warum dieser originelle Einsatz? Kirche ist nicht das Allererste und Allerletzte im Kosmos des Glaubens, aber vielen ist die kirchliche Gemeinschaft das erste, auf das sie aufmerksam werden bei der Frage nach dem christlichen Glauben. Kirche ist *Communio*, Teilhabe und Teilgabe. Sie ist *Geschöpf des Geistes*. Die Menschen finden im

Geist durch Christus Zugang zum Vater. So erklärt sich auch die eigenwillige Systematik des Lehrbuchs, nicht bei der allgemeinen Gotteslehre oder der Trinitätslehre anzusetzen, sondern von der Ekklesiologie fortzuschreiten in den Tiefenraum des christlichen Glaubens. Unter Berufung auf eine Anregung Dietrich Bonhoeffers schreibt Wagner:

„Erst wenn die Akzeptanz der Erlösung des Menschen durch Jesus Christus dargelegt ist – und zwar in der Communio der Glaubenden (= Kirche) –, hat die Dogmatik einen Grund, der nicht nur der geglaubten Wirklichkeit zugehört, sondern in die Empirie hineinreicht (Christentum als „Erfahrung mit Erfahrungen“!)“. (63)

Darum wird auch die Ekklesiologie als hermeneutischer Ort an den Anfang der Traktate gerückt. Von dorthin entfaltet Wagner die Pneumatologie und Christologie, die Gnaden- und Rechtfertigungslehre, die Vermittlungsgestalten des communalen Heils in der Sakramentenlehre; erst an dieser Stelle wird der dreifaltige Gott als die Fülle der *Communio* bedacht; dann behandelt Wagner die Schöpfungslehre (Protologie, Gottes Willen zur *Communio*), die Eschatologie (als die Verheißung bleibender *Communio*) und einen marianisch geprägten Ausklang über die *Communio Sanctorum*.

Das Buch lädt ein, Ausgangspunkt für ein vertieftes Studieren zu werden. Dazu laden die den Traktaten voran gestellten *Problemanzeigen* ein. Der ausgewiesene Ökumeniker – erfreulich ist die Berücksichtigung der „Wege evangelischer Dogmatik“ (65–74) und die Darstellung reformatorischer Positionen und unerledigter Herausforderungen in den Traktaten Gnade/Rechtfertigung/Maria – hat den interkonfessionellen Dialog im Blick.

Studierende der Theologie am Anfang und in der Mitte ihrer theologischen Existenz werden dieses lebendig geschriebene Buch als hilfreiche Wegweisung und Anregung zu eigenständiger Vertiefung annehmen. Sie werden Vermisstes (eine eigenständige theologische Anthropologie oder z. B. die Auseinandersetzung mit den neuen philosophischen und naturwissenschaftlichen Herausforderungen) anderenorts suchen. Wer sich auf das Leitmotiv einlässt, den Schlüsselbegriff „*Communio*“ als hermeneutische Grundperspektive des Glaubens und der Theologie in den einzelnen klassischen Traktaten durchzubuchstabieren, wird im Nachdenken erleben, was das „Lehrhaus“ der Dogmatik im Sinne von Harald Wagner ist: ein „Haus des Lebens“.

Kurt Josef Wecker

Unter uns

Gebetete Theologie

Für Hans Urs von Balthasar, eingedenk seines einhundertsten Geburtstages

Die Wahrheit möge in ihrer symphonischen Breite, Tiefe und Vielfalt so artikuliert erklingen, dass die eine Symphonie, die sie selbst ist und die zu spielen sie uns aufgegeben hat, durch uns, ihre Stimmen und Instrumente und Spieler, ganz und klar in ihrer geheimnisvollen Höhe zur Fülle des Ausdrucks komme.

Markus Roentgen

Das Tischgebet

Johannes, der Schulneuling, ist begabt im Lesen. Er kann jetzt schon viele Wörter zwar stockend und langsam, aber ganz gut buchstabieren und spricht sie dann aus.

Zuhause beten die Eltern mit ihren drei Kindern mittags ein Tischgebet. In diesen Tagen holte Johannes ein dünnes Buch aus dem Bücherregal und fragte begeistert: „Darf ich heute ganz alleine vorlesen?“ – „Ja“, sagte der Vater, „aber dann musst du ein neues Gebet nehmen.“ – „Ja gut.“

Die Mutter stellte drei Schüsseln mit duftenden Kartoffeln, Blumenkohl und Gulasch in pikanter Soße auf den Tisch, und alle bedienten sich. Dann begann Johannes: „Lieber Gott, wir danken dir für das gute...“ usw. Hier und da machte er kleine Pausen, denn, wie gesagt, die einzelnen Wörter kommen noch stockend und langgezogen. Am Ende sagte Johannes „Amen“ und alle atmeten erleichtert auf,

freuten sich jedoch, dass er den Text fehlerfrei gelesen hatte.

„Guten Appetit!“ sagte der Vater und dann, nach dem ersten Bissen: „Prost Mahlzeit! Das Essen ist inzwischen kalt!“

Die Begrüßung

Vor einiger Zeit feierte das Altenheim Maria-Hilf an der Goetersstraße seinen 20-jährigen Geburtstag mit einem *Haus der Offenen Tür*. Nach dem festlichen Gottesdienst standen Festreden und Ehrungen auf dem Programm. Die Oberin würzte ihre Ansprache mit zwei lustigen Begebenheiten. Eine davon geschah im nahe gelegenen Kindergarten, zu dem das Seniorenheim ein gutes Verhältnis hat. Bei einem Besuch wurde die Schwester einmal von einem Mädchen mit den Worten begrüßt: „Guten Tag, Frau Altenheim!“ *Hans Orths, Viersen*

Die Ähnlichkeit

Laura angesichts des fellbekleideten Hl. Johannes in der Kirche: „Schau da, Mama! Tarzan!“

Die Neuigkeit

Als Gerhardchen in der Schule von der Auferweckung des Jünglings von Nain hörte, läuft er voll Staunen laut rufend durch die ganze Wohnung: „Ich habe gehört, was noch kein Mensch gehört hat!“

Pfr. i. R. J. Hegener, Bochum